Heisses Blut

Heinz Tovote


University of California:
Es lebe der Geist!
No
Ernst A. Denicke Fund

Heißes Blut

Von **Heinz Tovote** sind im gleichen Verlage bis zum Juni 1904 erschienen:

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrausch. Berliner Roman	. .	17. Auflage
Mutter! Roman	. . . .	8. Auflage
Frühlingssturm. Berliner Liebesroman	.	10. Auflage
Das Ende vom Liede. Roman	. . . .	12. Auflage

Frau Agna. Roman	. . . .	11. Auflage

Jeder Band geh. M. 3,50; geb. M. 4,50

Der Erbe. Roman	. . . .	9. Auflage
Der letzte Schritt. Roman	. . . . . .	11. Auflage
Sonnemanns. Roman	. . . .	7. Auflage

Jeder Band geh. M. 2,50; geb. M. 3,50

Fallobst. Wurmstichige Geschichten	. . .	11. Auflage
Ich. Nervöse Novellen	. . . .	12. Auflage
Heimliche Liebe. Novellen	. . . . .	19. Auflage
Heißes Blut. Novellen	. . . .	15. Auflage
Abschied. Novellen	. . . .	11. Auflage
Die rote Laterne. Novellen	. . . . .	7. Auflage
Die Leichenmarie. Novellen	. . . . .	7. Auflage

Yvette, von Guy de Maupassant. Uebersetzung	. . . .	6. Auflage

Jeder Band geh. M. 2; geb. M. 3.

Heinz Tovote

Heißes Blut

Novellen

Fünfzehnte Auflage

Berlin
F. Fontane & Co.
1904

Fliegenstöcke

— Fliegen . . stöcke! . . .

Es ist wieder still; nur eine Fliege brummt in der Hitze zwischen den Blumen des Balkons mit wildem Geräusch, als ob sie auf Raub ausgehen wolle.

— Flie . . gen . . . stöcke! . .

Ich hebe mich ein wenig aus meinem Korbsessel und sehe durch die Blattpflanzen unter der ausgespannten Marquise auf die Straße.

Hart am Trottoir, dort wo die glühende Sonne anfängt, steht ein kleines, kaum zehnjähriges Mädchen in einem schlicht herabfallenden, bräunlichen Rocke, unter dem Arme eine zusammengelegte graue Pappe, aus der das Bündel der gelben, klebrigen Fliegenstöcke heraussieht.

Sie ist barfuß, kleine, völlig verstaubte Füße aber sehr zierlich, mit einem Gelenk fein und anmutig, und unter dem kurzen Röckchen sehen noch die schmutzigen Waden hervor. Sie ist voll und gesund. Die Arme füllen die braunen Aermel straff aus, und das ganz mit Klebstoff beschmierte Kleid schmiegt sich eng an. Man merkt, daß sie längst herausgewachsen ist.

So steht sie da und ruft ihre Fliegenstöcke aus.

Sie beugt sich hintüber, daß das schlichte farblos braune Haar, das sie mit einem schmutzigen, weißen Leinwandstreifen eingeflochten hat, nach hinten fällt.

Ihr Gesicht hat sie ganz zu mir aufgehoben, ein schmales, bräunlich blasses Gesicht, unendlich fein, alle Kontouren rein ausgeschwungen.

Ein Kindergesichtchen mit einem frischen roten Munde, der sich ganz rund wölbt, wenn sie mit ihrer schwachen Stimme ruft.

Aber das wundersame in diesem Gesichtchen, was mich fesselt — sind die Augen.

Ich kann nicht sehen, was für eine Farbe sie haben. Ich glaube, sie sind ganz dunkel, leuchtend dunkel und unergründlich tief wie eine Sternennacht.

Und diese klugen schönen Augen blicken seltsam, garnicht mehr kindlich fragend, — sondern verwundert, halb erschreckt und halb süß erstaunt, — zwei wundersame Rätsel, geheimnisvoller als die ganze Welt ringsum.

Sie blicken schrecklich klug, grauenhaft altklug, als ob hunderte von Geschichten in ihrer leuchtenden, flimmernden Tiefe verborgen lägen.

Es sind Augen, die nach innen sehen können, die hinter alle Dinge blicken, und über nichts mehr erstaunen.

Jetzt wendet sich das Mädchen, denn auf ihren kindlichen Ruf hin hat sich nichts geregt. Sie faßt die Mappe mit den Fliegenstöcken fester, und huscht über die Straße.

Sie geht nicht, sie läuft ein wenig, aber kurz, wie trippelnd.

Ihre Füße gleiten rasch über die heißen Steine, und dabei entwickelt sie eine Anmut der Bewegung — die schmalen Füßchen setzen sich eilfertig vorwärts, und der Arm hängt so achtlos an dem verschlissenen Kleide herunter, ihre ganze Haltung ist die einer verkleideten kleinen Prinzessin.

Das ist sie auch, diese Tochter des Volkes, von einem Liebreiz, einer Schönheit, die bestrickend wirkt.

Woher mag ihr diese Anmut kommen?

Macht es das schlichte Gewand und die stete Gewohnheit, barfuß zu gehen, durch nichts in der Bewegung gehindert, was mich so eigenartig berührt? . .

Jetzt ist sie über die Straße gehuscht.

Drüben stehen ein paar große Kaufhäuser.

Das eine hat neben dem breiten Eingangsthor einen Kaufmannsladen, und in dem einen Schaufenster liegen in kleinen Holzkisten, deren Ränder mit Spitzenpapier ausgeschlagen sind, bunte Bonbons, Chocoladetafeln, Pralinés und allerhand Cakes.

Das Mädchen bleibt vor dem Fenster stehen, und beugt sich weit vor, ganz über die gelbe Messingstange, bis sie mit dem Näschen an die Fensterscheibe stößt. Sie sieht sich die Süßigkeiten an, aber achtlos. Es liegt kein Wunsch in ihrer Haltung, seltsamerweise kein Begehren. Sie starrt darauf hin, als habe sie garnicht das Bewußtsein, daß diese Dinge zum essen da sind, und süß schmecken.

So liegt sie über die Stange gebeugt. Dann reißt

sie sich endlich los und eilt weiter in den nächsten Hausflur hinein. —

Nach einer Weile kommt sie wieder, es geht in ein anderes Haus und immer weiter, und die kleinen Füße entwickeln eine Eilfertigkeit, die man ihnen garnicht zutrauen sollte.

Jetzt kommt sie auf meiner Seite wieder zurück; vor dem Nebenhause lehnt sie erst an einer Laterne, dann hockt sie sich auf die Bordschwelle der Straße, wo ein wenig Schatten hinfällt, legt die Pappe neben sich und zählt ihr Geld, langsam umständlich.

Da es zu stimmen scheint, schiebt sie es wieder in die Tasche, und bleibt mit dem Rücken gegen die Laterne sitzen; nur das Köpfchen geht bald links, bald rechts, damit sie auch alles sieht, was um sie herum vorgeht.

Jedesmal, wenn auf dem Trottoir wer hinter ihrem Rücken hingeht, dreht sie sich um, damit sie ja sehen kann, wer es ist. —

Ein Herr und eine Dame kommen daher.

Der Herr im hechtgrauen langschößigen Rock, furchtbar modern, mit dem neuesten französischen Cylinder,

Monocle im Auge, den kleinen blonden Schnurrbart hoch gebürstet, daß der Mund ganz frei wird, braune Schuh und den Stock wagerecht in der Hand.

Die Dame, eine stolze schlanke Gestalt, in einem leichten wie Seide schillernden Sommerkleide, das volle braune Haar ganz leicht um den Kopf genommen, über die zierlichen Ohren fallend, mit einem breit schattenden Federhute, unter dem ein süß unschuldiges Gesicht durch den gepunkteten Schleier hervorschaut.

Perlgraue Handschuh auf den zierlichen Händen, so kommt sie unnahbar in ihrer Schönheit und Eleganz daher, mit dem hellen Sonnenschirme, der ein feines gedämpftes Licht über sie wirft.

Sie ist tadellos, nur die Federn auf dem Hute nicken ein wenig verräterisch; aber man würde auf keinerlei Gedanken kommen, wenn der Herr neben ihr nicht wäre, der sie wie absichtlich links von sich gehen läßt, gleichmütig neben einander hin, fast gelangweilt, wenn man sich sehr gut kennt.

Das allein wird zum Verräter. —

Der Kleinen ist das Paar aufgefallen, sie dreht sich um, damit sie die schöne Dame recht sehen kann;

wie ein Wunder starrt sie das feine Kleid an, und der süße Parfümduft tötet den häßlichen Geruch ihrer Fliegenstöcke.

Bei dem Kinde bleibt die Dame plötzlich stehen; ihre Augen begegnen sich, die Augen des Kindes voll sehnender Gier, die der Dame voller Mitleid.

Dann nimmt sie aus dem kleinen, roten Portemonnaie, das sie in der Hand trägt, einen Thaler und reicht ihn dem Kinde hin, das bezaubert sitzen bleibt und sie, während das heiße Blut ihr wild in die Wangen steigt, ängstlich anstarrt, bis sie ihr das Geldstück in den Schoß wirft; und indem sie mit den behandschuhten Fingern scheu, als wolle sie das Kind nicht verwirren, ihm über die braunen Haare fährt, lächelt sie freundlich, und mit einem leisen Kopfneigen wendet sie sich wieder ihrem Herrn zu, der schon ein paar Schritte weiter ungeduldig mit dem Stock an die Spitze seiner braunen Schuhe schlägt.

Und während sie an meinem Balkon vorübergehen, höre ich den Herrn ein wenig unzufrieden sagen:

— Aber Margit, was soll denn das . . .

Und eine leichtverschleierte feine Stimme antwortet ruhig stolz:

— Laß mich doch, lieber Freund. Die Kleine erinnert mich daran, wie auch ich einmal so barfuß auf die Höfe gelaufen bin, um die paar Pfennig zum Leben zu verdienen . . .

Und leise mit einem etwas überlegenen Lächeln, während sie ihn, auf dessen hübschem Aristokratengesicht sich ein ganz erstaunter, fast blöder Ausdruck zeigt, von der Seite anblickt, summt sie wie spottend vor sich hin:

— Fliegenstöcke! .. ein Groschen das Dutzend! . . .

Das kleine Mädchen starrt noch immer das große Geldstück an; sie ist ganz verwirrt und hat kein Wort sagen können, so schlägt ihr das wilde Herz.

Sie hat die schöne Dame nur stumm anstarren können, und nur den einen Gedanken gehabt: wenn sie doch auch einmal so feine Kleider tragen dürfte.

Dann rafft sie hastig ihre Fliegenstöcke zusammen, — ein flüchtiger Blick nach dem Kaufmannsladen drüben, wo die vielen Süßigkeiten liegen; aber schon denkt sie nur mehr daran, rasch nach Haus zu kommen, wo es heute gewiß keine Prügel setzt; und den Thaler krampf-

haft in die Hand gepreßt, eilen die flinken, nackten Füße hurtig über die warmen Steine, daß das zerfetzte Röckchen flattert — und ohne sich umzusehen, läuft sie hurtig die Straße zurück und verschwindet um die nächste Ecke. —

Die Straße liegt wieder einsam in brennender Sonnenglut träge da, — nur aus einem Fenster der anderen Seite klingen die mit aller Kraft angeschlagenen Töne eines verstimmten Klaviers in die dumpfe Mittagsglut hinter dem entschwindenden kleinen Mädchen mit den Fliegenstöcken her:

Die Liebe ist mein Leben,
ihr gehört mein ganzes Sein . . .

Lise Mengers

Wir waren in einer jener großen Gesellschaften gewesen, aus denen man mit dem Gefühl grausamer Langenweile heimkommt. Ein Fest voller Luxus, mit allem Raffinement, aber ohne Behaglichkeit, ohne jenen intimen Reiz, der die Vorbedingung jeder Geselligkeit ist. — Dazu war Hans Brügge über zwei Jahre fortgewesen, und so kam er als Fremder in Kreise, in denen er einst heimisch gewesen war.

Wir brachen früh auf, weil es keinen Zweck hatte länger zu bleiben, und erreichten eben noch unseren letzten Zug, den Lumpensammler, der uns um ein Uhr nach unserer Behausung bringen sollte.

Es schneite schon den ganzen Abend, aber die bittere

Kälte der Tage zuvor war gewichen, daß die Luft angenehm mild schien.

Nur mit Mühe fanden wir in dem besetzten Zuge noch zwei Plätzchen, aber wir waren im Coupé getrennt und konnten nicht mit einander reden, zumal wir die Schläfer geweckt hätten, abgespannte müde Gesichter, zwei offenbar vollig berauscht, und ein dicker apoplektischer Herr, der laut schnarchte. Am Fenster ein Potsdamer Leutnant, der ohne sich zu rühren, konstant aus dem Fenster sah.

Abfahren! — Der Pfiff des Zugführers, die Antwort von der Lokomotive und unmerklich glitt der Zug aus der eisernen Halle in das Schneegestöber hinaus, rasselnd über die Kanalbrücke, an hohen grauen Häuserwänden vorbei, über die Lichtzeilen tiefliegender Straßen, aus der Stadt hinaus ins Freie.

Bei der ersten Station durch den jähen Ruck der Carpenterbremse taumelten die Schläfer auf, ein hastiges sich überzeugen, welche Station, — dann fielen sie in ihre Lethargie zurück. —

Wir atmeten befreit auf, als wir das stickdumpfige Coupé, wo es nach nassen Kleidern und Betrunkenen

roch, verlassen konnten, und stapften eilend durch den frischen Schnee.

Nur wenige Laternen brannten noch, wir bogen in eine dunklere Seitenstraße der kleinen Villenkolonie ein, als uns ein mächtiger Leonberger anfiel. Allein barsch angefahren, begnügte er sich stehen zu bleiben und uns wütend nachzuknurren; es war nicht das erste mal, wir kannten uns schon.

Zwischen den Villengärten hin schritten wir unter der beschneiten Kastanienallee bis zu meinem Häuschen, um dessen Veranda sich im Sommer wild kletternder Wein rankte. Jetzt hatte der Schnee alles zugedeckt, die breiten Ligusterhecken zu weißen Mauern und die in Stroh gebundenen Rosen zu Schneemännern umgewandelt.

Wir gingen durch den Vorgarten um die kleine Villa herum, und als wir die nassen Mäntel abgelegt hatten, trafen wir uns in meinem Arbeitszimmer; denn die Leere, die hinter uns lag, verlangte, daß wir noch ein Weilchen miteinander plauderten.

Auf dem Schreibtische brannte die verschleierte Studierlampe, am Kamin eine große bronzene Ständer-

lampe, die ihr rotes Licht bis hinaus warf auf die Schneefläche des Balkons, als ich die Thür nach dort geöffnet hatte. Es war warm im Zimmer, und die kühle Nachtluft that uns gut nach dem Speisen- und Weinmischmasch, den wir im Magen hatten und der nur durch einige gute Hennessy gebändigt wurde. Ein Glas kühlen Bieres und ein Cigarettchen waren wohl am Platze.

Wir machten es uns bequem, und schwiegen uns zuerst noch eine Weile aus. In den drei Tagen seit Hans bei mir zu Gast war, hatten wir vielerlei mitsammen geplaudert; wir waren seit frühester Jugend bekannt genug, daß wir auch ohne viel Worte mit einander verkehren konnten.

Wie er jetzt dasaß, den Kopf leicht gerötet von dem Wein, dem wir eifrig zugesprochen hatten, um die gesellschaftliche Oede erträglicher zu machen, fiel mir eine Narbe auf, eine unregelmäßig zerrissene Linie von der Stirn bis zur linken Augenbraue, die er früher nicht gehabt hatte und die gegen die glatten Schmisse abstach.

Es sah aus, als ob er gefallen sei, aber dann wieder konnten es nicht solche Zickzacklinien sein.

Ich wollte nicht neugierig sein, aber da wir schwiegen, kehrte mein Blick immer wieder zu der Stelle zurück, bis er leicht mit der Hand darüber hinfuhr, als ob er meine Blicke fühle, und da fragte ich ihn doch, wie er sich denn das zugelegt hatte.

Er sah mich an und überlegte, unentschlossen, ob er eine vage Ausflucht vorbringen sollte; dann sah er bedächtig auf seine Cigarette, die er in den Fingern drehte, ob sie auch rund brannte und sagte gemacht gleichgiltig:

— Die Narbe? — Aber ja, das wird dich interessieren, da jemand schuld daran ist, den du gekannt haben mußt — natürlich! —

Ich horchte neugierig auf, aber unterbrach ihn nicht.

— Unverdient ist das kleine Ding auch nicht, und ein paar mal schon hat sie mir gute Dienste gethan, indem sie mich gehindert, gedankenlos jemandem weh zu thun. —

Er strich vorsichtig die Asche von seiner Cigarette in der zierlichen venetianischen Wasserwage ab, lehnte sich zurück und sah in das Schneegestöber hinaus, das

immer heftiger wurde. Einzelne verirrte Flocken flatterten bis an die Schwelle der offenen Thür, aber da vergingen sie vor dem warmen Hauche der Zimmerluft

Dann fing er an zu erzählen:

— Ich war damals eben im Ministerium angestellt und benützte meine viele freie Zeit, um zu bummeln. Gesellschaftliche Verpflichtungen waren mir bis dato ziemlich unbekannt, besondere Freunde hatte ich auch nicht, ein Verhältnis konnte und wollte ich mir nicht anschaffen, — also war ich darauf angewiesen, was der Zufall mir freundlich in den Weg führte.

Es war kurz vor Weihnachten und ein Schneewetter wie heute. Aber das gefiel mir, mit hochgeschlagenem Kragen sich die weißen Flocken um den Kopf und ins Gesicht wehen zu lassen.

Hie und da blieb ich vor einem Ladenfenster stehen, um die paradierende Herrlichkeit zu bewundern, und ein paarmal stellte sich ein mehr oder weniger, meist weniger hübsches Kind scheinbar unabsichtlich neben mich.

Allein dazu hatte ich heute keine rechten Gedanken, wenigstens vorläufig nicht.

Ich wurde anderen Sinnes, als ich unter einem

Hausthore eine schlanke junge Dame erblickte, deren unauffällige und doch elegante Kleidung meine Neugier reizte. Das mußte etwas besonderes sein. Sie hatte sich offenbar vor dem Schneewetter hierher zurückgezogen; und einmal als ein Omnibus vorbeifuhr, winkte sie, aber es war alles besetzt und eine Droschke war nicht zu sehen.

Ich stellte mich also neben sie hin, aber fand nicht den rechten Mut, sie anzusprechen, weil ich meiner Sache nicht ganz sicher war.

Mehr wie abfallen konnte ich nicht, und ich wagte es schließlich.

Dort kam eine leere Droschke, die ich mir heranwinkte. Ich sah, wie das hübsche Kind sich darüber ärgerte, und so bat ich denn um die gütige Erlaubnis, ihr den Wagen zur Verfügung stellen zu dürfen. Sie nun ihrerseits wollte mich desselben nicht berauben, und wir überboten uns mit verbindlichem Lächeln gegenseitig an Liebenswürdigkeit, bis sich herausstellte, daß ihre Wohnung auf dem Wege zu der meinen lag, und wir kamen überein, daß uns beiden geholfen werden konnte. Darauf ging sie ohne sich länger zu zieren ein.

In dem halboffenen Wagen mußten wir eng an-

einander geschmiegt sitzen, und wir fingen an zu plaudern, über das Wetter und endlich: was man für den Abend wohl anfangen sollte. Sie war auch allein, und bei ihr war nicht einmal das Zimmer ordentlich geheizt. Ich faßte mir also Mut und lud sie zu mir ein. Nach kurzem Bedenken nahm sie den Vorschlag an.

Wir fuhren erst bei ihr vor, sie brachte ein Packetchen, das sie trug, hinauf — ich glaubte schon sie würde nicht wiederkommen, aber da kam sie, und nun zeigte sie mir ein ganz anderes Gesicht; die Geschichte mußte ihr wohl Spaß machen, und rasch waren wir gutfreund geworden.

Als sie bei mir den Hut abnahm, starrte ich sie an — das Gesicht mußte ich kennen. Ich hatte es jedenfalls schon gesehen ... dieser kleine etwas sinnliche Mund, die wirren Haare und die brennenden Augen, in deren mattem Grau es zeitweise von Goldtupfen aufleuchtete.

Es war kein Zweifel, ich hatte das Gesicht bestimmt schon gesehen, oder irgend eine ganz frappante Aehnlichkeit täuschte mich. Wozu jedoch sollte ich mir Gedanken machen; ich kam auch nicht dazu, denn ich

mußte ihr zunächst alles bei mir zeigen, sonst starb sie vor Neugier. —

Wir hatten den ganzen langen Abend noch vor uns, und wollten es uns recht gemütlich machen, vor allen Dingen erst einmal etwas futtern. Es war alles mögliche gute vorhanden, und sie entwickelte ein staunenswertes Geschick, den Thee im Samovar zu bereiten.

Und da, als sie an der Maschine hantierte, bei einem leichten werfen des Kopfes, während sie schalkhaft über die Schulter zurückblickte, wußte ich, daß es keine vage Aehnlichkeit war, die mich genarrt hatte.

Im ersten Moment wollte ich mit dem Namen herausplatzen, aber da machte sie eine dumme Bemerkung, daß ich lachen mußte, und so überlegte ich mir die Sache und kam zu dem Beschluß, mich vorläufig ruhig zu verhalten und uns wenigstens das Abendessen nicht zu verderben. —

*

Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab, blieb an der Thür stehen, sah in das jetzt schwächer werdende Schneegestöber hinaus und sagte dann, wieder dicht vor mir, während er suchend aus dem Blechkästchen

eine neue Cigarette nahm, ganz ruhig, unvermittelt:

— Lise Mengers! —

Lise Mengers! . . .

Freilich hatten wir sie gut gekannt, die Tochter des Oberförsters, des alten Mengers, der eine närrische Freude an uns Jungens hatte, unter dessen Führung wir Feld und Wald kennen lernten und der mir und Hans Brügge die Anfangsgründe der Jägerei beibrachte.

Und mit der kleinen Lise hatten wir manch einen Streifzug unternommen, denn obgleich um vier Jahre jünger als wir, war sie mit ihren elf Jahren ein wildes, kleines Ding, das sonst keinen Verkehr hatte und mit gleichaltrigen Mädchen nicht auszukommen verstand, während sie sich uns eng anschloß, zumal in den letzten Jahren, als ich bei den Brügges zu Besuch war, während der Ferien oder auch oft einen Sonnabend und Sonntag lang, die wir auf seinem väterlichen Gute zubrachten.

Später, als sie mit zwölf Jahren in die Pension geschickt wurde, hatte ich kaum wieder von ihr gehört; ein paar Jahre später starb der alte Förster, und dann

wußte auch Hans nichts mehr von ihr, und ich glaube kaum, daß wir je von ihr gesprochen haben.

Aber jetzt sah ich sie wieder vor mir, das tolle kleine Ding, das mit den Hunden um die Wette lief, mit uns in allen Bäumen herumturnte und die uns kommandierte, als ob es nur so sein müßte.

Einmal hatte sie uns gehetzt, daß wir über die Mühlenbeeke springen sollten. Das Flüßchen war viel zu breit für unsere Kräfte, aber sie ließ nicht nach, bis wir es, einer nach dem andern, natürlich vergebens versuchten und elendiglich mitten ins Wasser sprangen. Da, als wir schlammbespritzt dastanden, erklärte sie es uns vormachen zu wollen, nur die dummen Kleider hinderten sie; sie war schon im begriff die Röcke abzuwerfen, als der Alte dazwischen kam und die Lise trotz ihres sträubens mit sich nahm, so daß wir sie bis zum folgenden Tage nicht wieder zu sehen bekamen.

Hans Brügge überragte sie damals um mehr als zwei Kopf, die selbst ausnehmend groß und schlank war. Bei all ihrer knabenhaften Wildheit suchte sie doch alles zu thun, was ihm gefallen konnte, während

er von diesen oft seltsamen Aeußerungen ihrer Zuneigung nichts bemerkte.

Dabei leuchtete es in ihrem Gesichte auf, wenn er etwas geleistet, was ihr imponierte. Einmal streiften wir im Walde am Berghange hin, mit langen Stecken als Lanzen bewaffnet, als wir auf die Herde des Gutes trafen, die friedlich auf einer Waldblöße weidete, während der Kuhhirt unter einer Eiche schlief.

Rasch war der Entschluß gefaßt, die Herde zu überfallen, vor allem um dem alten Jochen einen Schrecken einzujagen; und mit wütendem Indianergeheul stürzten wir aus dem Walddickicht. Die Kühe stoben denn auch entsetzt auseinander, aber der sonst friedliche Bulle faßte die Sache schief auf und mit dumpfem Laute, die Hörner tief gesenkt, raste er Hans entgegen. Mit einem wilden Schrei war die Lise an Hans' Seite, um ihn zu schützen. Das plötzliche auftauchen der flatternden Kleider, wie das Mädchen tollkühn dem wütenden Tiere entgegenflog, machten den Stier scheu, er stutzte, schüttelte den Nacken und trottete dann langsam davon, seiner Herde nach.

Und die Lise ganz blaß, an allen Gliedern zitternd,

neben dem erschreckten Hans, den sie angstvoll ausfragte, ob ihm auch nichts geschehen sei; und auf dem Heimwege, da wir stiller waren als gewöhnlich, wich sie nicht von seiner Seite und sah von Zeit zu Zeit ganz besorgt zu ihm auf.

Ich glaube, ich erinnerte mich all dieser Dinge viel besser und genauer als er; vor allem weil ich ihn um die Teilnahme beneidete, die Lise ihm schenkte, während ich mehr nebenher lief, obgleich ich Hans Brügge nicht nachstand. Aber sie hatte viel mehr für ihn als für mich über, wenn sie auch gegen mich wieder offenherziger war, als gegen ihn. —

All diese vergessenen Dinge stiegen wie Blasen in meinem Gedächtnisse auf, als ich den Namen: Lise Mengers hörte.

Hans Brügge hatte sich einen Cognac eingeschenkt, ließ sich in den Triumphstuhl zurückfallen und fuhr langsam fort:

— Ja, Lise Mengers! — Denn jetzt, wie sie sich umkehrte und mich lachend ansah, war kein Zweifel mehr.

Teufel auch, was sollte ich thun. Sie konnte mich so leicht nicht erkennen. Sollte ich es ihr doch lieber jetzt gleich sagen? —

Dann war sie imstande und fing womöglich an, hier eine Scene zu machen. Wozu das! — Angenehm konnte es ihr schwerlich sein, daß wir uns so wieder fanden.

Erst wollten wir also zu Abend essen, dann konnten wir in Gemütsruhe ein bischen plaudern, und ehe sonst was war, fand sich schon eine Gelegenheit.

Ich beherrschte mich also, und bei ihrem herzigen Geplauder wich das unangenehme der Situation allmählich, und schließlich kam ich zu dem Ende: ich sei schön dumm, wenn ich zimperlich sein und aus unangebrachter sentimentaler Rücksicht mir eine nette Gelegenheit entgehen lassen wollte.

Dazu berechtigte mich auch ihr ganzes Verhalten, denn da sie wohl merkte, daß ich still und zurückhaltend wurde, verdoppelte sie ihre Liebenswürdigkeit; und bald sah ich in ihr nur mehr das verführerische Mädchen, das ich auf der Straße kennen gelernt und mitgenommen hatte.

Sie war entzückend in ihrer Wildheit und auch das letzte Bedenken war geschwunden. —

Nun standen wir wieder ganz brav am Fenster und sahen auf die Straße hinab, wo der Schnee fiel. Sie lehnte sich schmeichelnd eng an, und im ruhigen Glücksgefühle umfaßte sie mich, den Kopf mit den wirren Haaren an meine Schultern schmiegend. Da erst fiel mir wieder ein, daß es ja Lise Mengers war.

Nun aber würde sie gehen, und damit war dann alles gut... Wenn sie nur erst fort war. —

Aber es gefiel ihr bei mir; es war auch noch früh am Abend, und sie stöberte wieder im Zimmer umher, jetzt auf meinem Schreibtische. Was hatte sie da . . .

Ich war rasch neben ihr, und wollte ihr das Bild fortreißen, aber sie entwand es mir und trat unter die Hängelampe.

Es war ein Bild von mir, noch aus der Schulzeit, das sie in der Hand hatte, das sie kennen mußte.

Ich sah, wie ihr Gesicht sich plötzlich änderte, sie starrte das Bild an, dann mich — und nun hatte

es ja keinen Zweck mehr, und um ihr zuvor zu kommen, sagte ich rasch, möglichst gleichgiltig, während mir das Herz schlug:

— Ja ja, Hans Brügge! — Den hast du wohl nicht wieder erkannt, Lise Mengers . . . .

Ihre Arme sanken schlaff herab, das Bild in dem schweren Broncerahmen klirrte auf den Tisch, und mit ganz irren Augen, in denen grauendes Entsetzen stand, starrte sie mich fassungslos an, während ihr Kopf sich hob, immer mehr, als wolle er nach hinten über fallen.

Ich wußte nicht, was ich sagen noch thun sollte, ich lächelte sie nur an, während sie zu zittern anfing, daß ich ihr beispringen wollte. Aber während ihr die Thränen aufstiegen, hatte sie sich wieder gefaßt und stockend fragte sie, die Antwort fieberhaft erwartend:

— Du hast das gewußt . . . du — du hast mich erkannt? . . . gleich! . . .

— Ja! —

Ich wollte ihr das erklären, aber da ging eine plötzliche Wandlung mit ihr vor, das Gesicht verzerrte sich, daß der Mund ganz herabgezogen war, ein dumpfer, aufstöhnender Laut, ihre Blicke suchten einmal wie irre

im Zimmer herum, und dann mit einem heisern Schrei der Qual: Du! .. Du! — der mir durch und durch ging, stürzte sie auf mich zu, während ich einen Schritt zurücktrat, schlug mit der geballten Faust sinnlos mir ins Gesicht, wieder und wieder, und dann krallten sich ihre Hände in meinen Hals mit einer wahnsinnigen Kraft, um mich zu würgen, daß ich sie nicht abschütteln konnte, während sie stöhnend wie ein rasendes Tier, das seinen Peiniger anfällt, mit den Zähnen knirschte.

Ich riß ihre krallenden Finger von meinem Halse, und wieder schlug sie blind zu — endlich hatte ich sie abgeschüttelt, da faßte sie das Bild in dem schweren Rahmen, den sie an mir zerschmetterte und ich fühlte das sickernde Blut mir über die Augen laufen. —

Weißt du noch: einmal als ein Knecht, der Heu in den Hof einfuhr, einen der jungen Teckel, die sie groß zog und an denen ihr Herz hing, überfahren hatte, daß das winzige Tierchen, das eben auf den Beinen torkeln konnte, auf der Stelle tot blieb, wie sie da auf den Mann mit kratzen und beißen losfuhr, daß er sich der tobsüchtigen nicht erwehren konnte, die ihm die Kleider vom Leibe riß — so, ganz so wiederholte sich die Scene.

Und während mir das Blut über das Gesicht lief, daß ich nichts sehen konnte, war sie fort — wie sie gewesen, ohne Hut, ohne Mantel, und ich habe sie nie wieder gesehn . . .

Ich hatte mich bei dem unerwarteten Angriffe nicht gewehrt, ich hätte mich auch nicht gewehrt, wenn ich gekonnt hätte.

Ich fühlte zu spät, daß, was ich gethan, im Grunde eine Ruppigkeit war; aber mit den Frauen weiß man ja nie, wie man eigentlich dran ist. . . .

*

Seine Cigarette war ausgebrannt. Er nahm sie, und durch die offene Balkonthür warf er sie in das Gestöber hinaus, achtlos.

Mit einem leisen sterbenden zischen sank sie in den Schnee, einen Augenblick leuchtete der rote Punkt in der weißen Ebene auf, dann erlosch er — und die Flocken, die unaufhörlich fielen, bedeckten rasch das kleine schwarze Grab, bis nach wenigen Augenblicken nichts mehr zu sehen war. —

Auf Vorposten

— Laß das Ding da liegen, das ist nichts für dich.

Sie alberte im Zimmer herum, kramte in meinen Papieren, tippte auf alle Bilder, und während ich mit einem Buche langweilig im Sessel lag und ihr zusah, hatte sie jetzt den Armeerevolver von einem kleinen Tische genommen, und hielt das schwere Ding zaghaft in der Hand.

— Leg wieder hin!

Aber das schien ihr nun grade reizvoll, da ich es ihr verbot. Sie fragte nur:

— Ist er geladen? . .

— Das nicht, aber es hat sich einer damit erschossen.

Mit hastigem kurzen Aufschrei legte sie die Waffe rasch an ihren Platz, und mit einem kleinen Seidentuche wischte sie sich, die Augen ganz groß, voller Angst die Finger, als habe sie in rauchendes Blut gefaßt.

Das machte sie sehr drollig, aber mir war nicht zum lachen. Vor ein paar Monaten hatte ich den Revolver erst erhalten, als Vermächtnis, ohne weiter ein Wort von ihm selbst, nur mit der ergebenen Mitteilung des Testamentsvollstreckers, daß er den Willen des Toten erfülle, indem er mir hiermit die verhängnisvolle Waffe zustelle.

Vor Jahren hatte er einmal eine derartige Andeutung fallen lassen, aber es war aus einer besonderen Stimmung heraus gewesen, daß es mir nicht aufgestoßen war.

Aber nun fiel mir alles wieder ein, und die Ereignisse jener Nacht, da er zum ersten male mit mir, vielleicht überhaupt mit einem Menschen darüber gesprochen, standen deutlich vor mir.

* * *

Wir hatten in glänzenden Quartieren gelegen, in einem kleinen freundlichen Städtchen, in dem es nur

wohlhabende Menschen zu geben schien; so ließen wir es uns denn nach den überstandenen Strapazen voller Behagen wohl gehen.

Zwei volle Tage der Ruhe lagen hinter uns, und faul geworden, hieß es am Montag in aller frühe aufbrechen.

An allen Fenstern, auf den engen Trottoirs standen die Menschen mit wehenden Tüchern; und ein Strom Neugieriger wälzte sich mit aus den Thoren, um der abziehenden Division das Geleit zu geben.

Die einbrechende Hitze und der Staub ließ sie bald hinter bleiben, und wir waren wieder allein.

Der feuchte Dunst der Nacht, der anfangs über den gelben Stoppelfeldern gelegen hatte, war verflogen und eine brennende Glut herrschte, daß die Feldflaschen rasch geleert waren.

Kein Mensch wußte wohin es ging. Im großen Bogen zogen wir um die halbe Stadt, deren Kirchtürme noch hie und da über leichten Höhenzügen oder zwischen den Wäldern hervorschauten. Und jedesmal ging es wie ein aufseufzen durch die Leute. Der ein oder andere schimpfte schon laut, während einzelne ihrem Neben-

manne von dem Mädchen erzählten, das sie um den Schlaf der letzten Nächte gebracht hatte.

Nun stockte die Kolonne. Artillerie fuhr links vorbei und hüllte alles in eine mächtige graue Staubwolke, daß man nicht zwei Schritt weit sehen konnte. Nur einzelne laute Flüche kamen aus dem Gewölk, aber niemand kümmerte sich darum.

Der Hauptmann war vor geritten. Er hatte den ganzen Morgen noch kein Wort gesagt, wie das so seine Gewohnheit war. Heute schien er ungemütlicher denn je. Die Aussicht, daß wir auf Vorposten mußten, war nicht gerade verlockend.

Das lag uns allen in den Gliedern.

Die Sonne brannte zum verrückt werden, und wir zottelten weiter über scharf nach Minze duftende Stoppelfelder, durch hohe Kartoffelstauden hindurch, dann durch ein endloses Rübenfeld, nun kam gar ein frisch umbrochener Acker, und vom Staub klebte einem die Zunge am Gaumen fest, die Nasenlöcher waren schwarz verstopft, und der Schweiß tropfte von der Stirn über das mit dickem Staub bepuderte Gesicht.

Fünf Stunden zogen wir bald planlos umher, kein Mensch wußte wozu. Wir hatten das Gefühl, als seien wir führerlos.

Einmal ritt gemächlich der General mit seinem Adjutanten an uns vorüber, steif und mit vorgebeugtem Kopfe. Die große goldene Brille saß höchst drollig in dem bartlosen Gesichte mit den öden großen Zügen.

Den Nußknacker hatte die Mannschaft ihn getauft, aber heute schien es ihm gar nicht zu gelingen, die Nuß zu knacken.

Der kleine arrogante Adjutant, der keinen Augenblick auf seinem schweren Braunen still sitzen konnte, suchte ihm voll Eifer etwas auf der Karte zu erklären, aber der General blieb unbeweglich.

Die zwei Ruhetage hatten die Verbindung mit dem Feinde gelockert, und der General hatte offenbar keine neuen Meldungen. Deshalb dieses suchende herumzoddeln.

Kein Schuß war zu hören, noch immer nicht jenes erste dumpfe Bumm der Artillerie, auf das hin ein belebender Ruck durch die Truppe geht. Dann leuchten die Gesichter auf, die Tornister kriegen einen Stoß mit den Schultern, der Helm wird grade gerückt und ein

Getuschel und Geflüster beginnt, die ersten Zeichen fiebernder Erregung, daß es nun endlich losgeht.

Jenseits der Straße, neben der wir seit beinah einer Stunde, das Bataillon in Kompagniekolonnen in zwei Treffen auseinandergezogen, uns hinquälen, fließt am Walde hin ein plätschernder Bach. Das macht die durstenden Leute noch mutloser.

Der Medizinmann hat schon dem dritten helfen müssen. Jetzt ist er hinübergelaufen mit ein paar Feldflaschen, aber da sich ein Streit darum erhebt, verbietet es der Hauptmann.

Unser Vize der Reserve, der gestern Abend unbändige Quantitäten Bier in seinen recht ansehnlichen Bauch geschüttet, hat einen furchtbaren Jammer. Er hat dem Pflasterkastenmann alles Wasser in Gestalt von Brausepulver ausgetrunken.

Der schöne Lux, der hinter mir den ersten Zug führt, und der gestern Abend gefehlt hat, hat offenbar mehr der Liebe geopfert als dem Biere. Ihm geht es nicht besser. Er trägt den Helm in der Hand und fährt sich immerfort mir dem Taschentuche über das bereits bedenklich kahle Haupt.

— Ich bitte die Herren die Säbel zu ziehen.

Der Hauptmann reitet vor der Kompagnie. Wir ziehen also die Säbel, ohne zu wissen, ob wir überhaupt heute in ein Gefecht kommen, oder ob der Chef dem armen Lux nur das Vergnügen mißgönnt, seine wohlgepflegte Glatze zu lüften.

Es schien aber doch was zu geben, denn ein Meldereiter sucht den Major, und dann folgt eine Richtungsänderung.

Hinter einem Gehöft halten wir. Zwei Mägde schleppen ein Schaff voll Wasser herbei, und wenigstens unsere Kompagnie bekommt zu trinken.

Jetzt horcht alles auf, es ist keine Täuschung: links vor uns, jenseits des Waldes knattert Infanteriefeuer, unruhig flackernd.

Nun sieht man endlich ein Ziel vor sich. Im flotten Tempo geht es durch das Dorf, am jenseitigen Rande wird ausgeschwärmt, ein Graben ist bald übersprungen, und bei einer Mühle gehen wir in Stellung.

Ueber einer weiten Thalfläche, einer moosigen Wiese, die mehr als zwei Kilometer breit ist, sehen wir die blitzenden Reihen der feindlichen Helme.

Hinter uns gedeckt ist Artillerie aufgefahren; so liegen wir und erwarten den Angriff.

Die langen Ketten nähern sich sprungweise. Jedesmal beim niederlegen geben sie ein paar Schüsse ab, die wie Salven klingen.

Als die Schützenketten deckungslos in der Niederung sind, beginnen wir das Feuer zu erwidern, und jetzt wo auch die Reserven drüben aus dem Walde heraus kommen, fangen die Batterieen hinter uns an, über unsere Köpfe weg zu feuern.

Das macht dem vordringen des Gegners ein Ende. Der Angriff kommt ins stocken, wir liegen einander gegenüber, aber um so toller wird das Geknatter des Gewehrfeuers.

Hinter uns hören wir die langen Kommandorufe der Artillerie, die eine Batterie nimmt ein anderes Ziel, unsere Gegner erheben sich, während bei uns ein rasendes Schnellfeuer losbricht, — denn von der rechten Flanke hinter der Mühle herum fällt unsere Kavallerie mit flatternden Fähnchen, ein ganzes Regiment, dem Feinde mit brausendem Hurrah galoppierend in die Flanke und rollt seine haltlose Stellung auf.

Unsere Unterstützungen gehen stürmend vor, um den Gegner zu verfolgen, während wir uns zur wohlverdienten Rast in das Dorf zurückziehen.

Schon glauben wir, daß wir gleich hier bleiben können, als wir nach langem warten den Befehl erhalten, zurückzugehen. Nach anderthalb Stunden Marsch sind wir am Ziel; ein Gehöft, einige Minuten vor einem Dörfchen gelegen, soll der Vorpostenkompagnie als Stützpunkt dienen. Hinter dem Dorfe liegt das Gros.

Auf dem Marsche haben wir uns schon die Stelle angesehen, wo die Feldwache der Kompagnie hinkommt.

Der Lux oder ich, einer von uns beiden hat heut Nacht das Vergnügen, hier zu wachen.

Als wir hinter dem Heustadel des Gehöftes halten, und die Leute abgeteilt werden, sieht sich der Hauptmann eine Weile um und sagt dann:

— Herr Leutnant Lux, Sie übernehmen wohl die Feldwache.

Er salutierte und zog mit seinen Leuten ab, während die zurückbleibende Mannschaft sich aus einem Hause des Dorfes einen großen Waschkessel geholt hatte, um gemeinsam abzukochen. —

Die Dämmerung brach langsam ein, und die Anordnungen für die Nacht wurden getroffen. Die großen Scheunenthore standen weit offen, der Stadel lag so günstig, daß die Kompagnie dort am besten untergebracht wurde. Die Zelte konnten wir uns schenken.

Die Gewehrpyramiden und Tornisterreihen standen auf dem Stoppelfelde vor dem Heustadel.

Verbindung mit den Nebenfeldwachen war hergestellt, die Patrouillen instruiert und abgesandt. Der Major hatte unsere Stellung besichtigt und ein Viertelstündchen verplaudert, jetzt saßen wir beim Abendbrot. Der Bauer hatte Tisch und Stühle vor's Haus gebracht, und so hatten wir für eine Weile Ruhe. Das Fäßlein Bier war vortrefflich, und unser Vize Rüdinger warf jedesmal dem Hauptmann einen fragenden Blick zu, wenn er sich als unser Mundschenk den Krug füllte, bis ihn der Chef beruhigte:

— Trinken Sie in Gottes Namen, es langt schon. Dafür machen Sie dann aber gegen elf Uhr mit zwei Mann einen Spaziergang, ob der Gegner sich rührt.

— Befehl, Herr Hauptmann! . .

Die warme Sommernacht zog langsam über das Feld. Die Leute hatten sich in das raschelnde Stroh der Scheune verkrochen, ein paar, die Ablösungen der Posten lagen in der offenen Thür.

Wir hatten uns vor dem Hause am Wege einen Berg Stroh hinschütten lassen, und lagen rauchend und lauschend auf den Wolldecken.

Eine Patrouille von der Feldwache kam und meldete, daß sie auf die feindliche Vorpostenkette gestoßen war.

Der Himmel war dunkel aber voller Sterne, im Westen fielen unaufhörlich Sternschnuppen, ich fing an, sie zu zählen, bis ein prächtiges Meteor über die ganze Wölbung des Himmels glitt, im großen hellleuchtenden Bogen.

Ueber den bewaldeten Bergen zu unserer linken stand die schmale Sichel des zunehmenden Mondes, und von dem Bache, der dem Höhenzuge entlang lief, stieg über den frischgemähten Wiesen, von denen der Duft des dörrenden Heus zu uns her wehte, ein schwacher Nebel auf.

Vor uns war es geheimnisvoll still, nur aus dem Walde schallte in langen Pausen einmal der scharfe

Knall eines Schusses. Einmal ein flüchtiges Geknatter, jetzt schoß unser Verbindungsposten drunten am Bache, aber es war blinder Alarm, — und wir träumten weiter, als die fortgeschickten drei Mann ohne Meldung wieder zurückgekommen waren.

Dann kamen wir ins Geplauder, sprachen erst über einige Leute der Kompagnie, dann vom Garnisonleben und endlich von uns selbst.

Und in der Stille der Nacht, wo wir uns kaum sehen konnten, ganz im Strohhaufen eingewühlt, fing er an zu plaudern, unvermittelt, wie ein Geheimnis, das man sich von der Seele wälzen muß, soll man nicht ersticken:

— Glauben Sie doch nur nicht, daß ich immer so ein trockener Geselle war, wie ich jetzt manchmal scheine; aber wenn man seine fünfzehn bis zwanzig Jahre immer in demselben kleinen Neste zubringen muß, wird man halt still und läßt die Arme hängen. Ich mag das lärmen nicht. — Der Lux ist mir zu windbeutelig; wenn er mich mit seinen Hundsviechern nicht so ärgerte, hätte ich ihn ganz gern. Oft möchte ich ihn mir mal vornehmen, daß er nicht gar so in

den Tag hineinlebt, daß er statt in der Kneipe zu liegen, sich hinter die Bücher setzte, aber ich habe den Mut nicht dazu. Es muß sich jeder sein Leben selbst zimmern. Man hört ja auf andere doch nicht.

Ich hab's ebenso getrieben, und nun bin ich am Ende meiner Weisheit.

Damals hatte man ja keine Ahnung, was mal von einem verlangt wird, und man begnügte sich damit, ein guter Frontoffizier zu werden. Weiter reicht es nun nicht. In dem kleinen Orte, wo ich aufgewachsen bin, habe ich grad so viel gelernt, daß ich zugelassen wurde, und dann ist in der Garnison nichts zugekommen.

Das bischen Kriegsschule macht es nicht.

Daheim hatte ich unter grausamem Zwange gestanden, nun mußte ich mich erst ausleben. Ich fühlte eine Lebenslust in mir, die alles wagte. Das heiße jähzornige Blut des Vaters brach durch, und dann war mir alles gleich. Das hat Jahre gedauert, bis ich mich zu beherrschen lernte.

Das unruhige Blut duldete mich nicht in der Stube, ich konnte nicht still sitzen, ich hatte es ja nicht

gelernt, war in Flur und Wald herumgestreift, und war wild aufgewachsen.

So kam ich in den Beruf, der an die Selbstbeherrschung die größte Anforderung stellt, unter die eiserne Hand der Disziplin.

Mir schien es gar bald die furchtbarste Knechtschaft, — und ich hatte geglaubt, in die Freiheit zu kommen. Alle meine Illusionen verflüchtigten sich vor der toten Regelmäßigkeit des angesetzten Dienstes.

Ich atmete jedesmal erlöst auf, wenn die Geschichte zu ende war und ich zum Bier gehen konnte, zu Bier und Karten.

Für die Frauen hatte ich noch nichts übrig, wohl einmal ein Mädchen, aber das zählte nicht und kam alle Jubeljahr vor.

Nur eine Sehnsucht hatte ich, die aber nicht erfüllt werden konnte: reisen, in die Welt hinaus gehen.

Ich konnte mir nicht viel leisten, denn ich bekam nur geringen Zuschuß von Hause.

Die Sehnsucht ist mir geblieben; einmal möchte ich das Meer sehen, einmal die Freiheit, die Unendlichkeit der See genießen. . .

Wie glücklich sind Sie doch. Sie können alles sehen, nichts bindet Sie, und wir? — Das bischen Urlaub ist wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Der Wunsch ist brennender denn je, aber der rechte Mut fehlt, mich einmal ganz freizumachen.

Damals hatte ich das Geld nicht, ich war froh, wenn ich mich ohne besondere Schulden durchschlug.

Ich hatte das Interesse am Dienste, vor allem durch die Schuld meines Hauptmanns verloren. Er war mit dem General verwandt und nur dadurch konnte er sich halten, sonst wäre er längst in Pension geschickt.

Den Menschen habe ich gehaßt, und ihm habe ich es auch zu danken, daß ich zwei Jahre zurückgesetzt wurde. Aber die zwei Jahre gebe ich gern hin.

Er war groß und hager, ein nervöses Gesicht mit flackernden Augen hinter der Stahlbrille, und wenn er erregt war, zuckte alles in diesem falschen Gesichte. Der graue Bart war immer wie ungepflegt, und er hatte einen ziehenden Gang, als ob er einen Fuß hinkend nachschlürfte. Zu Pferd saß er einfach scheußlich.

Man sah es ihm an, daß böse mit ihm auszukommen war.

Wo er einen Menschen chikanieren konnte, that er es. Der Dienst hörte überhaupt nie auf. Vor einer Besichtigung hetzte er die Kompagnie zu Tode, es wurde alles so oft wiederholt, bis der letzte Mann die Lust verloren hatte. Am Tage der Vorstellung klappte nichts. Möglich, daß der ein oder andere mit Absicht umwarf, um ihm einen Tort anzuthun. Es war aber nicht nötig. Seine eigene Unruhe, das ständige hineinsprechen in die Truppe brachte alles in Verwirrung.

Das machte ihn dann natürlich noch wütender, und er ließ seinen Aerger an der Mannschaft aus und ließ aufschreiben, daß die ganze Kompagnie immer in Arrest gewesen wäre, wenn er nicht meist die Geschichte vergessen hätte. Einzelne Unglückliche mußten dann einmal büßen, und das traf fast immer die unschuldigsten, und machte arg böses Blut.

Ein halber Zug Reservisten war mal zu mehrjähriger Festung verurteilt worden, weil sie sich gegen seine Befehle aufgelehnt hatten.

Jeden Augenblick konnte das wieder vorkommen.

Einmal ging ich an einer offenen Mannschaftsstube vorbei und hörte die Wut der Leute.

— Laßt nur den Krieg kommen, ich hole ihn mir. Auf der Stelle könnte ich hingehen und den Hund erschlagen. Ich thu's auch noch, ich bringe ihn um, und wenn es mich den Kopf kostet.

Ich ging rasch vorbei, um nicht mehr zu hören.

Eines Tages hatte er vor der Front die Unteroffiziere derart behandelt und beschimpft, daß ich jeden Augenblick offene Meuterei erwartete. Mir zitterte der Säbel in der Faust, so schlug mir das Herz vor Besorgnis, die Leute würden eine Unklugheit begehen. Ich hätte in dem Augenblicke nicht gewußt, was ich thun sollte.

Dann beschwerten sie sich sämtlich, und er mußte sich wegen seiner Heftigkeit entschuldigen.

Was habe ich selbst nicht alles erdulden müssen. Das glaubt kein Mensch. Wir waren die ersten die morgens draußen waren, die letzten die einrückten.

Und sobald etwas nicht klappte, ließ er es an uns aus, und warf uns vor der Front Unfähigkeit vor.

Alle Augenblicke Interesselosigkeit und mangelnde Kenntnis, wir verdarben ihm absichtlich die Kompagnie, und hätten nur Sinn für's Wirtshaus und die Karten.

Wozu sollte man sich da anstrengen, wir ließen es eben gehen.

Einmal, auf dem großen Exerzierplatze schrie er mich wie sinnlos an:

— Ich kann mit Ihnen nichts anfangen. Solche Offiziere kann ich nicht brauchen. Das ist ein Saustall. Gehen Sie nach Haus, Herr, und lernen Sie erst eine Truppe exerzieren. Das sind Indianer, was Sie mir da abgerichtet haben. Gehen Sie nach Hause und legen Sie sich in die Wiege, ich kann Sie nicht brauchen.

Ich steckte, innerlich vor Wut zitternd, aber äußerlich ganz ruhig meinen Säbel ein, trat von der Truppe weg, hob kurz die Hand an die Mütze, machte kehrt und ging.

Einen Augenblick blieb alles totenstill, kein Mann rührte sich. Ich war schon eine ganze Strecke fort, als ich ihn hinter mir rufen hörte, in den höchsten Tönen der Wut, daß ihm die Stimme überschlug, in kurzen Pausen dreimal meinen Namen.

Ich ging ruhig meines Weges weiter. Da hörte ich einen wilden Fluch, und gleichzeitig das rasende angaloppieren eines Gaules.

Er kam mir nachgejagt, daß er mich fast überritten hätte, aber ich sah nicht auf, und er preschte noch ein Stück über mich hinaus. Er riß den Gaul herum, der stieg, und verlegte mir den Weg, daß ich stehen bleiben mußte.

— Was fällt Ihnen ein, schrie er mich an.

— Herr Hauptmann haben mir befohlen, nach Haus zu gehen. Ich bitte darum, es bei dem Befehl bewenden zu lassen.

— Augenblicklich gehen Sie zur Truppe zurück, oder . . .

— Dann bin ich genötigt, mich gehorsamst unwohl zu melden.

Er knirschte mit den Zähnen, ich glaube, er hätte mich am liebsten in Grund und Boden geritten. Ich sah ihm fest in die Augen, und er riß seinen Gaul herum, und sprengte über den ganzen Exerzierplatz bis hinüber an den hohen Bahndamm.

Bei einer Biegung des Weges konnte ich sehen, wie er das Pferd abhetzte, während die Kompagnie mitten in der großen grünen Wiesenfläche Gewehr bei

Fuß stand und sich bald nach mir, bald nach dem wilden Reiter umsah.

Die armen Kerls haben an dem Tage für mich bluten müssen, er hat sie von einer Seite des Feldes nach der andern gehetzt, und am Abend um acht sind sie erst in die Kaserne gekommen, nachdem drei umgefallen waren.

Und die ganze Kompagnie erhielt acht Tage Kasernenarrest.

Am Abend nach acht Uhr kam der Diener vom Hauptmann.

Herr Hauptmann ließe mich bitten, noch heute zu ihm zu kommen. Ich ließ zurückmelden, daß ich meine Wohnung nicht verlassen könne, da ich mich am Nachmittage unwohl gemeldet habe.

Der Bursche, den ich mir herangezogen hatte — er war anderthalb Jahre bei mir gewesen, bis er mir dann vom Chef weggenommen wurde — wiederholte meine Worte, und dann blieb er noch einen Augenblick stehen sodaß ich ihn fragend ansah.

Und da sagt der arme Kerl plötzlich, mit dicken Thränen in den Augen, gluckfend: Och, Herr Leutnant . . .

— Was ist denn, Stechhammer?

Er schluckte einmal herunter, stand stramm, und sagt dann, wieder ganz dienstlich:

— Nischt, Herr Leutnant.

Der hatte auch nicht den besten Tausch gemacht.

Meinen eigenen Diener hatte ich mit einer Bestellung weggeschickt: er sollte einer kleinen Freundin eine Absage bringen, daß ich heute nicht, wie verabredet, mit auf einen Biergarten gehen könne, wo wir schon öfters den Abend verplaudert hatten. —

Vor ein paar Wochen auf dem Heimwege zur Stadt hatte ich sie mit einer Freundin am Abend getroffen, und da die beiden Mädchen so lachten, angeredet.

Sie war siebzehn Jahre und durch ihre Jugend und ihr munteres Wesen sehr niedlich.

Ich hatte sie schon früher gesehen, aber nie sonderlich acht auf sie gegeben, wie ich mich eben um die Mädel wenig gekümmert hatte.

Aber seit mir vor kurzem die Mutter gestorben war, kam ich mir recht einsam und verlassen vor, und fühlte das Bedürfnis, jemanden zu haben, der ein klein wenig Anteil an mir nahm. Ich war präpariert für die Liebe.

Ihre Mutter hatte einen kleinen Weißwarenladen in der Stadt, und die Tochter half ihr und schneiderte.

Verschiedene Kameraden hatten sich um sie bemüht; aber die Kleine hatte sie abfallen lassen, als sie unternehmender werden wollten.

Das Geschäft nährte die Frauen redlich, und ihr Ruf war der denkbar beste.

Die Grete war ein munteres, aufgewecktes Mädchen, das nur eine Leidenschaft hatte: sie tanzte wie toll.

Wir trafen uns immer häufiger beim Tanze, sie erzählte mir ihre kleinen Sorgen, und am ersten Abend wußte sie gleich, daß ich beim bösen Hermann stand. Ihr Mitgefühl that mir wohl, weil es aufrichtig war.

Sie hörte mir ruhig zu wenn ich tobte, und ich legte mir vor ihr bald keinen Zwang mehr auf. Was ich selbst meinem besten Freunde vorenthalten mußte, was er nicht hören durfte, sollte er nicht mitschuldig werden, ihr konnte ich damit kommen.

So wurde ich wieder ruhig und gab mich drein.

Alle Lust am Leben war mir verloren gegangen, das Bier schmeckte mir nicht, die Karten brachten mir keine Zerstreuung, vor Büchern hatte ich von der Schule her

ein unüberwindliches Grauen, und sonst gab es ja nichts in der Stadt, kein Theater, nur das bischen Radaumusik auf den umliegenden Gärten.

Wir jüngeren Offiziere lebten ganz für uns, es gab keine Familien, wo man verkehren konnte, und bei den offiziellen Festen unserer Herren drückte ich mich immer möglichst früh, da ich es mir nicht zutraute, mit den Damen ein Gespräch zu führen.

Vor so einem Wesen in voller Toilette hatte ich eine unsagbare Angst, ungefähr dieselbe Beklommenheit wie ein einfacher Mann vor dem General.

Da paßte mir nun die Grete. An der war alles Natur, vor der brauchte man nicht zu katzbuckeln und schöne Worte zu machen, die konnte ein Stück derber Wahrheit vertragen.

Und ich bildete mir damals ein, sie sei so recht für mich geschaffen. —

Da saß ich nun auf meinem Zimmer, konnte nicht fort und wartete auf meinen Burschen, daß er mir Bescheid zurück bringen sollte.

Was konnte mir das Leben noch bieten: ein ewiger Kampf in Not und Sorge. Die paar hundert Mark

Erbschaft reichten gerade hin, um hungrig bis zum Hauptmann auszukommen.

Reich heiraten! — Aber wer würde mich nehmen, und so lange ich hier festsaß, war jede Möglichkeit ausgeschlossen. Und dann widerte es mich an, vom Gelde meiner Frau leben zu müssen.

Mit meinem bartlosen Gesichte sah ich auch nicht ein bischen verführerisch aus, diese groben, eckigen Züge. Ich kannte mich leider zu gut.

Und nun dieser Teufel als Vorgesetzter, daß man keine ruhige Minute hatte.

Das gescheiteste war schon, die paar Goldstücke verjubeln, und dann als letzte Weisheit die Kugel... Und da lockte es mich, die fürchterliche Vorstellung, erst Rache an meinem Peiniger zu nehmen, hernach kam ich dann. Mir war schließlich alles gleich.

Es liegt eine wunderbare Hoffnung in der Gewißheit, daß man über sich selbst verfügen kann, daß man mit einem winzigen Stückchen Blei, mit einem Fingerdrucke allem Elend, aller Hoffnungslosigkeit des Lebens ein Ende machen kann.

Die Gedanken bekamen immer mehr Gewalt über mich, da ward ohne anklopfen die Stubenthür aufgerissen, und die Grete stand auf der Schwelle, stutzte einen Augenblick, dann stürzte sie auf mich zu, und mit schluchzen, herzen und kosen stammelte sie immer nur: Sie dürfen dich nicht fortbringen; du gehst nicht fort, nicht wahr? Du darfst nicht fort! —

Schließlich kam es heraus; der dumme Kerl hatte ihr erzählt, daß ich zu hause sitzen müsse, und dann von der Geschichte am Nachmittage draußen, und daß ich nun wegen Gehorsamsverweigerung wahrscheinlich auf Festung geschickt würde. Die beiden Narren hatten sich das gräßlich ausgemalt, und nun kam sie zu mir. —

Sie war noch nie bei mir gewesen. Der Klatsch hätte sich ja gleich dran gehängt, und ich hätte das auch nie von ihr verlangt. Wir hatten ganz harmlos mit einander verkehrt. An mir war nichts vom gewerbsmäßigen Verführer.

Heute hatte sie an die Folgen ihres Schrittes nicht gedacht, sie mußte mich nur sehen, wollte bei mir sein, ehe sie mich holten.

Und ich, ich war ihr so dankbar; wie ein guter Engel war sie mir, daß der ganze Aerger verflog. Aber ich konnte ihr nicht ausreden, daß mir nichts geschehen könne, daß für mich gar keine Gefahr war.

Sie war lange nicht zu beruhigen, und da ihre Mutter in Geschäften verreist war, blieb sie bei mir. Sie wollte mich nicht lassen und fürchtete sich allein zu Hause.

So blieb sie denn, — und am Morgen in aller Frühe als die erste Dämmerung kam, schlich sie aus dem Hause, durch die engen Gassen, die noch in grauer Finsternis lagen.

Das machte auf mich einen geradezu quälenden Eindruck, wie sie, gestern noch ein unschuldiges Mädchen, in das graue Zwielicht huschte. —

Gegen Mittag ließ der Hauptmann fragen, ob mir sein Besuch genehm sei.

In meiner jetzt ganz versöhnlichen Stimmung nahm ich ihn an, und er kam sich entschuldigen.

Das sei ja alles nicht so gemeint, wenn er einmal heftig werde. Ich möchte doch auch auf ihn Rücksicht nehmen, und er ließ eine Andeutung fallen, daß ich wohl Bescheid wisse, nämlich, daß er Morphinist war.

Am Nachmittage ging er mit mir gemeinsam zur Kaserne, war die Freundlichkeit selbst, und sprach vor der Kompagnie ein paar Worte, die mir Genugthuung geben sollten, aber in einer Form, die mich eigentlich auf's neue beleidigte.

Ich hörte kaum darauf hin, denn ich dachte an Grete, und was sie wohl den Tag angefangen hatte. Dann überließ er mir die Kompagnie und stieg in die Kanzlei.

Für die nächste Zeit war es einigermaßen erträglich, es ist aber auch möglich, daß ich nicht in der Stimmung war, den dienstlichen Angelegenheiten viel Wert beizumessen. —

Eines Tages hörte ich, daß er drei der besten Leute mit je fünf Tagen Mittelarrest bestrafen wollte. Es waren die allerbesten Leute, die ich mit zur Beförderung vorschlagen wollte.

Ich nahm mir unsern kleinen Sergeanten vor, ein Kerl frech wie einer, aber der mir mal sagte, als er vor dem Feldwebelszimmer stand, in dem der Hauptmann war, und in das er sich nicht hineintraute nur um einen Lazarethschein zu holen: Ich fürchte mich vor dem

Teufel und seiner Großmutter nicht, aber ich bringe es nicht fertig da hinein zu gehen. —

Und was war es: die Leute hatten beim Gewehrreinigen auf dem Kasernengange gelärmt, weil sie einen Putzstock nicht wieder aus dem Laufe kriegten, und hatten sich aus Ulk hin und hergezerrt.

Das wußte ich ja, er konnte kein vergnügtes Gesicht sehen, nie durften wir auf dem Marsche singen. Sie hatten uns ja schon die Leichenträger genannt.

Ich traf ihn im Feldwebelzimmer und bat ihn um ein paar Worte. Kaum hatte ich angefangen, wurde er wild.

Ich sage ihm, daß ich die Leute vorschlagen will, daß die drei auch wahrscheinlich kapitulieren.

Da schreit er mich an, ich solle mich um meine Angelegenheiten kümmern, das gehe mich nichts an.

Ich erwiderte ganz dienstlich, daß mich die Sache sogar sehr angehe. Ich hätte die Leute ausgebildet, und ich wüßte sonst keinen Kapitulanten. Wir hätten ja keine Unteroffiziere, die schlimmste Gesellschaft des ganzen Regiments, kein Mensch traute sich zu unserer Kompagnie. Ich hätte die ganze Last, der Premier

abkommandiert, und manchmal nur vier oder fünf Unteroffiziere. Die einen fehlten überhaupt, und die anderen saßen im Kasten.

Da wurde er fuchswild, riß beinahe den Tisch um, und schrie mich an, was mir einfalle, so mit ihm zu sprechen, er lasse mich einsperren.

Und als ich nicht umhin konnte zu lächeln, warf er mir Schlappheit im Dienst vor. Meine Unfähigkeit sei schuld, nicht die mangelnden Unteroffiziere, und dann die Schweinerei mit dem Frauenzimmer, mit dem ich mich allabendlich herumtreibe.

Im ersten Augenblick wußte ich garnicht was er meinte, dann begriff ich.

Ich weiß nur noch, daß ich nichts mehr vor mir sah, und dann aus dem Dunkel ein Gesicht voller Hohn, daß er mich an der empfindlichsten Stelle getroffen hatte.

Jemand schrie auf, und ich versuchte mich zu befreien, aber von hinten hielten mich zwei Arme, unser Premier, der eben eingetreten war, während der Feldwebel und der Schreiber sich zwischen mich und den Hauptmann geworfen hatten.

Dann war ich mit dem Premier allein, und sah vom Fenster aus, wie der andere eilends über den Kasernenhof schritt, nachdem er, wie ich nachher erfuhr, auf der Treppe einen Mann umgerannt hatte, der ihm nicht rasch genug aus dem Wege ging. Der Mann, der beide Hände voll Bier und Wurst aus der Kantine hatte, soll die Treppe nicht schlecht hinuntergeflogen sein. Er lag mit verbundenem Kopfe drei Wochen im Lazareth.

Der Premier, der es gut mit mir meinte, that alles um mich zu beruhigen. Er hatte die letzten Worte gehört, und erbot sich sofort, zum Hauptmann zu gehen, um die Sache außerdienstlich weiter zu verfolgen. Ich mußte ihm versprechen, inzwischen zu Hause zu bleiben.

Zwei qualvolle Stunden verstrichen, dann kam er wieder. Der Hauptmann weigerte sich. Er war schon dienstlich beim Oberst gewesen, und ehe ich noch einen Entschluß fassen konnte, kam der Regimentsadjutant um mir anzukündigen, daß ich vorläufig Stubenarrest habe. Doch war dem Adjutanten wie unserm Premier gestattet, mich zu besuchen. Die beiden blieben noch eine ganze Weile, und suchten mich zu beruhigen.

Ich wurde den Gedanken nicht los. einfach hinzugehn, und auf der Stelle Rechenschaft zu fordern, aber dazu mußte ich erst mein Wort brechen, das Haus nicht zu verlassen, und das brachte ich denn doch nicht fertig.

Später war dann große Untersuchung, und am folgenden Tage hatte ich bei der Kompagnie wieder Dienst, deren Führung unser Premier übernommen hatte, da der Hauptmann aus Gesundheitsrücksichten Urlaub erbeten und die Stadt verlassen hatte.

Die drei Leute wurden natürlich nicht bestraft.

Nach einem Monat hörten wir, daß wir einen neuen Chef erhielten. Ich hatte inzwischen wieder den gesamten Dienst der Kompagnie, nur um die inneren Angelegenheiten kümmerte sich der Premier.

Eines Mittags war im Befehlbuche die Mitteilung, daß am Nachmittage um vier Uhr die dritte Kompagnie im Kasernenhofe zu stehen habe.

Herr Hauptmann Laukner übernimmt von heute ab die Führung der Kompagnie.

Die beiden hatten die Garnison getauscht.

Eine fieberhafte Erwartung herrschte unter den Leuten, sie waren wie ausgewechselt.

Zehn Minuten vor vier stand die Kompagnie im Hofe tadellos gerichtet.

Die Kasernenuhr schlug, der Premier kommandierte: Stillgestanden! und durch das Thor kam der Major mit einem großen Herrn in vollem blonden Barte, und gewinnend freundlichem Gesichte. Ruhige, sichere Bewegungen. Die Uniform saß ihm wie angegossen.

Kaum standen sie vor der Front, als eilends durch das Thor eine andere hagere Gestalt hereinschoß, uns nicht unbekannt, ein grausamer Dämpfer auf die Freude einen neuen Chef zu bekommen: der alte Hauptmann.

Er wandte sich an den Major, und ich hörte etwas wie: ob es ihm gestattet sei, noch ein paar Worte an die Kompagnie zu richten.

— Ich bitte, Herr Hauptmann.

Der Major trat kalt beiseite, und der Schwarze reckte sich und wollte kommandieren mit krähender Stimme:

— Das Gewehr . . . .

Da rief der Major von weitem:

— Ich bitte Herr Hauptmann, wozu? — Lassen Sie herstellen.

Ich hatte in dem Augenblicke das Gefühl, daß der Griff nicht klappen würde, denn es lag über allen eine Art Lähmung, und der Premier schickte sich an, das Kommando mitzugeben, damit nichts passierte.

Nun atmeten wir alle auf. Was wollte er überhaupt noch hier? Der Major schüttelte leicht den Kopf und sah nicht weiter hin, wie der Hauptmann erklärte: daß er nur ungern scheide, und nach allerhand Phrasen wünschte, daß die Kompagnie unter der neuen Führung ihm Ehre machen würde, und zeige, was sie bei ihm gelernt habe. Er sei immer auf das Wohl des einzelnen Mannes bedacht gewesen, und wenn er auch genötigt gewesen, manchmal scharf zuzufassen, so sei es eben nur im Interesse des königlichen Dienstes geschehen, und so hoffe er denn, daß die Kompagnie ihn im guten Andenken behalten werde, und er rufe ihr zu: Adieu, dritte Kompagnie! . . .

Atemlos, unbeweglich stand die Kompagnie, und als er die letzten Worte mit schreiender Stimme heraus brachte, um einen Gegenruf zu erzielen, blieb alles still, nur im dritten Zuge fing einer an, aber es kam nur ein scheußliches A . . heraus, dann schnappte es ab.

Die Blutröte schlug ihm in's Gesicht, er salutierte dem Major, der die Hand höflich steif an der Mütze ihm wünschte, er möge es sich in seiner neuen Garnison gut gehen lassen.

Dann verschwand er um die Ecke des Kasernenthors.

Erst als er nicht mehr zu sehen war, stellte der Major uns den neuen Chef vor.

Und als dieser ein paar Begrüßungsworte an uns richtete, kurz, energisch, aber doch voller Freundlichkeit, und nun mit einem kräftigen: Guten Tag, dritte Kompagnie! schloß, da brüllten die Kerle ihre Antwort als ob es zum Sturm gehe.

Er ließ die Kompagnie gleich wegtreten, und bat uns, mit ihm einen Gang durch die Mannschaftszimmer der Kaserne zu machen.

Man merkte gleich, daß er mit den Leuten umzugehen verstand. Er war streng und konnte nicht schlecht strafen, aber er war gerecht; und es dauerte keine vier Wochen, da hätte jeder einzelne sein Leben für ihn gelassen.

Am dritten Tage mußte ich ihm die Kompagnie vorführen. Die Kompagnie war nicht schlecht, aber

heute ging alles am Schnürchen. Nachdem die Schule durchgemacht und eine Gefechtsaufgabe gelöst war, übernahm er selbst die Führung. Die Ruhe und Sicherheit des Kommandos, die kräftige männliche Stimme fing sofort.

Er sprach kein Wort hinein, und alles klappte.

Am Schluß der Uebung wandte er sich an mich und sagte vor der ganzen Kompagnie mit einer Freundlichkeit im Tone, die uns ganz ungewohnt war:

— Herr Leutnant, die Kompagnie ist zu meiner Zufriedenheit ausgebildet. Einige Kleinigkeiten wünschte ich anders, aber im ganzen hoffe ich die Kompagnie bis zur Vorstellung dahin zu bringen, daß wir in Ehren bestehen können. Ich weiß, daß die gesamte Ausbildung der Kompagnie hauptsächlich Ihr Verdienst ist, und ich fühle mich gedrungen, Ihnen meine Anerkennung auszusprechen. Sehr tüchtig! Ich denke, wir werden gut mit einander auskommen. — Vizefeldwebel führen Sie die Kompagnie nach Haus.

Das war seit Jahren das erste Lob, das wir zu hören bekamen. Wir wußten gar nicht, wie uns geschah; und als der Tag der Vorstellung kam, — am

Nachmittage vorher, wo wir sonst tot gemacht wurden war nur turnen — da schnitten wir als beste Kompagnie ab.

Kein Wort, kein Wink innerhalb der Kompagnie war vorgekommen. Mit unerschütterlicher Ruhe fielen die scharfen Kommandoworte unseres Hauptmanns, der sich um die Ausführung gar nicht zu kümmern schien.

Von nun an hatten wir wieder die Achtung des Regiments, denn manch ein höhnendes Wort hatten wir von anderen Kompagnieen zu hören gekriegt. —

Auch der Grete, die Anlaß zu der Veränderung gewesen, machte kein Mensch einen Vorwurf daß sie mein Schatz war. Es war natürlich nicht geheim geblieben, weshalb ich den Auftritt gehabt, weshalb ich um zwei Jahre zurückgesetzt war.

Sie konnte sich ruhig alles erlauben und kam ungeniert zu mir. Die Klatschmäuler fanden gar nichts dabei, sie war durch die Vorgänge gefeit.

Dann kam der Krieg, und wir mußten uns trennen; und während des Feldzuges war sie das einzige Wesen, von dem ich einen Gruß aus der Heimat

erhielt, ich hatte sonst niemand, dem ich irgend eine Nachricht senden konnte. —

Unser Hauptmann war erst seit kurzem verheiratet, als es in den Krieg ging; aber er war frohen Mutes wie wir alle. —

Wenn es eine Vorsehung geben sollte, dann waltet sie menschlichem ermessen nach ganz sinnlos. Das mußten wir bald erfahren.

Wir standen vor unserm zweiten Gefechte und lagen in Reserve in einem Gehölz, über das die feindlichen Geschosse zischend wegsausten, um sich gegen unsere auf einem Hang aufgefahrene Artillerie zu richten.

Wir lagen in dichtem Unterholze versteckt, als es plötzlich über uns in den hohen Zweigen kracht und prasselt und ein feindliches Geschoß seine Sprengstücke in den Wald schleudert.

Unwillkürlich duckte sich alles, hier konnten wir es thun, denn wir Offiziere hatten uns das Wort gegeben, wir wollten im Gefecht stehen bleiben, um den Leuten, die beim ersten Kampfe nur schwer vorwärts zu bringen waren, Mut zu machen, — ein thörichtes Be-

ginnen, denn von achtzehn blieben an dem Tage nur fünf am Leben. Darunter ich.

Das einfallende Geschoß im Walde hatte keinen Schaden in der Kompagnie angerichtet.

Nur der Hauptmann, der am Waldsaum spähend lag, stöhnte plötzlich auf, und als ich vorlief, sah ich wie ein Sprengstück ihm die Brust aufgerissen hatte.

Wir wollten ihn fortschaffen, aber er lebte nur noch wenige Minuten. Ich stützte ihm den Kopf, und so starb er, indem er mir den letzten Gruß an sein junges Weib auftrug. —

Wir mußten ihn liegen lassen, denn es ging vorwärts in die Schlacht. Die Leute waren nicht zu halten, eine Raserei hatte sie ergriffen, eine sinnlose Wut, den Toten zu rächen, und in dem Dorfe, das wir zu nehmen hatten, gab es an dem Tage kein Pardon. Wir standen wohl der dreifachen Uebermacht gegenüber, aber das half nicht. Die Kerle stürmten das Dorf mit einer Todesverachtung, die unglaublich war. An eine Leitung war nicht zu denken. Sie waren wie die Doggen, die sich festbeißen und nicht wieder abzubringen sind.

Am Abend in unserer Trauer erhielten wir noch eine andere Nachricht. Auch unser alter Hauptmann war gefallen, schon beim ersten ausschwärmen seiner Kompagnie. Drei Schüsse hatten ihn getroffen. Unsere Leute waren der festen Ansicht, es seien keine feindlichen Kugeln gewesen.

Wir hörten auch gerüchtweise von einer eingeleiteten Untersuchung, aber genaues haben wir nie erfahren. —

Es kam noch eine lange schwere Zeit; ich wäre gern auf fremder Erde geblieben, ich habe mich oft genug dem Tode entgegen geworfen, aber mich wollte er nicht.

Und so kam ich in die Heimat zurück, zurück in das jetzt grausam langweilige Garnisonleben, an dessen Oede und Trockenheit man sich nur schwer wieder gewöhnen konnte.

Nun war alles genau vorgeschrieben und sauber geregelt; auf Wochen hinaus wußte man, wie das Leben sich gestaltete, keine Ueberraschung, keine Aufregung, keine Gefahr mehr für Leib und Leben.

Wir waren verwildert, und die Grete hatte sich das Wiedersehen auch anders vorgestellt; jedenfalls kam

es bald zu allerhand Häkeleien, bis sie eines Tages damit kam: sie wurde Mutter.

Das fiel so ganz aus aller Berechnung heraus daß wir beide völlig verblüfft waren.

Schließlich mußte man sich drein fügen, und trotz des Lamentos der Mutter und dem Gerede der Nachbarn kam das Kind, ein Mädchen.

Dann starb ihre Mutter und sie übernahm das kleine Geschäft.

Statt daß das Kind uns näher aneinanderbrachte, wie das sonst der Fall sein soll, entfremdete es uns.

Mich genierte das kleine Ding, das da im Laden herumpurzelte, an das ich vorher nie gedacht hatte, und das mich nun Onkel nannte.

Aus dem jungen leichtsinnigen Mädchen war jetzt eine sorgende Frau geworden, die mir fremd war; und der Nimbus, was ich einst für sie gethan hatte, verflüchtigte sich bei mir und bei den Nachbarn.

Sie bekam es jetzt manchmal zu fühlen; und einmal gab es eine große Scene, als sie, die sonst kaum am Tage fortging, auf der Promenade von ein paar un-

serer Damen, die gelegentlich bei ihr kauften, nicht gegrüßt wurde.

Und als einmal eine junge Dame von außerhalb zu Besuch kam, und ich schon anfing, mich für sie zu interessieren, als ich aufatmete und ein neues Leben sich vor mir aufzuthun schien, da griff sie dazwischen, und zerriß alles wieder.

Sie war wie ausgetauscht, nicht mehr das sentimentale junge Mädchen von einst, sondern wie eine Wildkatze, die ihr Leben verteidigt. Eine Tolle, die im stande war, mich und sich selbst ins Verderben zu stürzen.

Und ich war zu ehrlich, das heißt zu schwach, um sie in Schranken zu halten; ich fühlte mich gebunden, und gab ihr nach. Sie hatte sich mir einst geopfert, jetzt verlangte sie mein ganzes Leben als Gegenopfer.

Um meinen Frieden aber war es geschehen. Immer häufiger wiederholten sich die Scenen, immer sinnloser gab sie der Furcht, ich könne sie eines Tages einfach sitzen lassen, Ausdruck.

Sie hatte mir den Verkehr mit einigen Familien, in denen ich nach dem Kriege eingeführt war, unmöglich gemacht, sie entfremdete mich den Kameraden. Ich

habe es erst später begriffen, wie sie mich systematisch isoliert hat.

Einmal machte sie mir in einem Biergarten draußen, wo sie auch das Kind mit hatte, eine Scene.

Am anderen Tage hielt mir der Oberst eine freundschaftliche Rede, daß das nicht so weiter gehe. Er habe, in Anbetracht der Dinge, gern ein Auge zugedrückt, aber er könne nicht dulden, daß einer seiner Offiziere sich dem Stadtklatsche derart aussetze.

Mich versetzen lassen wie er meinte, das half nichts. Ich mußte sie im guten fortbringen.

Ich hatte einen guten Grund. Ihr Geschäft ging immer schlechter. Unsere Damen kauften längst nicht mehr bei ihr. Es war ein stillschweigender Boycott eingetreten, auch von seiten ihrer nächsten Nachbarinnen.

Das kam mir zu Hilfe. —

An dem Abend machte ich einen Ueberschlag über meine Zukunft, und der Gedanke, Schluß zu machen, hat mich seitdem nicht verlassen. Es liegt ein Trost und immer neuer Mut, Widerwärtigkeiten zu ertragen in der Gewißheit, daß man jeden Augenblick auf das Leben verzichten kann.

Hätte ich bei ihr nichts erreicht, so wußte ich, was ich zu thun hatte, aber sie ließ sich endlich überzeugen. Mein kleines Erbteil gab ich hin, damit sie in die Hauptstadt übersiedeln und sich dort einrichten konnte. Und sie gab mir das Versprechen, daß sie zufrieden war, wenn ich an meinen freien Tagen zu ihr kam.

So lockerte sich die Fessel zwar, aber sie blieb doch, und ich fühlte oft genug den Ruck.

Die Jahre vergingen, und ich wurde Premier. Da kam das zweite Kind. Sie mußte nun für sich allein sorgen, denn ich hatte ihr alles gegeben und hatte Not, eben selbst durchzukommen.

Nun ließ ich alles gehen wie es wollte. Ich war recht phlegmatisch geworden, und so wurde ich Hauptmann.

Da gab es denn mehr zu thun, und ich kriegte wieder Liebe zum Dienst. Sonst hatte ich ja nichts. Alle andern Interessen traten zurück, ich hatte längst eingesehen, daß ich es nicht allzu weit bringen würde.

Und so wird es auch sein. Und dann . . .

Wenn der Tag wirklich kommt, an dem es heißt, vom Pferde steigen und den bunten Rock in die Ecke hängen, was dann . . .

Im karrierten Jacket, das Rohrstöckchen in der Hand oder das Regendach unterm Arm, herumlaufen und die Leute überreden, daß sie ihren Plunder feuerversichern sollen, wie es der Holzinger thut?

Und wenn man einen aktiven alten Kameraden sieht, den Strohhut ziehen und sich geniert fühlen, als sei man ein Verbrecher! . .

Ja, wenn man ein bischen Geld hätte, um sich so durchzuschlagen, oder wenn man aufs Bezirkskommando kommen könnte, aber so gar nichts sein . . .

Vielleicht zur Grete ziehen und sich mit hinter den Ladentisch stellen und Band verkaufen, oder sie gar heiraten, — heiraten! —

Sie hat ja weiter keinen Gedanken mehr. Sie will geheiratet sein.

Ich habe in meiner Dummheit davon gesprochen, wie es mit der Dienstherrlichkeit bald vorbei sein wird, und nun quält sie, dann müsse ich sie heiraten. Dann binde mich ja nichts mehr, und ich sei es ihr schuldig. Wegen der beiden Kinder . . . und auf ihre alten Tage möchte sie noch eine verheiratete Frau sein.

Auf ihre alten Tage! . . .

Vielleicht nehme ich den Kasten mit Bändern und bunten Tüchern um, und gehe wie ein Jude auf die Dörfer hausieren. Warum nicht? . . .

Vor allen Schreibereien habe ich ein Grauen, sonst könnte ich irgend so eine Stelle nehmen; das geht nicht. Ich bin einfach aufgeschmissen.

Was das für ein erhebendes Bewußtsein ist, sich nicht einmal die paar Groschen zum Lebensunterhalt verdienen zu können. Mit der Pension komme ich nicht weit, das müßiggehen kostet zu viel Geld.

Und da soll man sich nun in die Kneipe setzen zu den Philistern und Schafkopf spielen. Damit sind auch nur die Abende hingebracht. Ich sehe es ja, wie übel die andern dran sind, die abgesägt sind. In den alten Kreisen kann man nicht bleiben, und die neuen, die man sich suchen muß, wollen mir nicht behagen.

Das ist das Resultat jahrzehntelangen sorgens, daß man weniger hat und ist als zuvor. —

Mit welch einer Freude bin ich nicht Soldat geworden, jeder andere Beruf schien mir menschenunwürdig — ich habe es für mich nicht eben gut getroffen, denn trotz allem würde ich heute genau so wählen. Nur

ganz anders gestalten würde ich mir das Leben. Der Hauptfehler hat doch an mir gelegen. Darüber gebe ich mich keiner Täuschung hin. Ein bischen mehr Geld ist allerdings auch nötig.

Jetzt aber bin ich ganz ratlos, wenn einmal die Stunde kommt, wo es vom Regiment abschiednehmen heißt.

Es kann über Nacht sein, wer weiß, vielleicht schon nach dem Manöver . . .

Was ist denn da vorn los? — Was giebt's denn? Kommen da nicht zwei gelaufen? . . .

Die Nacht lag dunkel über Wiesen und Feldern, trotzdem der Himmel sternenklar war.

Es war totenstill ringsum gewesen, nur zuweilen stöhnte ein Mann in der Scheune. Manchmal redete einer laut im Schlaf unverständliches, dann rief einer im Traum laut: Halt! halt! — wer da? — und das Stroh raschelte, wenn sich einer umdrehte.

Eine Kuh rasselte im Stalle und stieß ein dumpfes Brüllen aus.

In den Bergen links war ab und zu ein

einzelner Schuß gefallen, oder ein leiser Pfiff tönte vom Bache. Unsere Posten riefen sich an. —

Einmal nur hatte er sich in seiner Erzählung unterbrochen, daß die neue Nummer der Posten abgesandt wurde.

Die Kälte der Nacht kam langsam herauf mit den Nebeln der feuchten Wiesen, daß wir uns fester in die Wolldecken hüllten. —

Ueber den Wiesen als schwarze Schatten gegen den Himmel tauchten jetzt zwei eilende Gestalten auf.

Der Hauptmann stand auf und ging ihnen entgegen.

— Alles soll antreten, aber leise.

Mit den paar wachen Leuten jagte ich die anderen aus dem Schlaf auf. Das war nicht leicht, und im finstern stolperten sie übereinander in der Scheune, ein paar fluchten, und jetzt schrie einer auf; ein andrer hatte ihn auf die Hand getreten.

Ohne Mordsspektakel ging es eben nicht, und an der frischen Luft waren sie alle wie trunken und suchten umher, zwei rannten gleich blind in die Gewehrpyramiden, daß es krachte und fiel. Keiner fand gleich seinen Platz, und im finstern tasteten sie an den Gewehren herum, welches das ihre war.

Nun standen sie endlich in leidlicher Ordnung.

— Da fehlt noch ein Mann. Sehn Sie mal in der Scheune nach, Rüdinger, wo der Kerl steckt.

Richtig, der schlief weiter auf einer langen Futterkiste in einer Ecke, als ob ihn die Welt nichts anging.

Der Feldwache war gemeldet, daß eine kleinere feindliche Abteilung auf dem Feldwege gesehen sei.

Wir standen etwa zwanzig Minuten gefechtsbereit, im Nebel frierend.

Dann ging ich als Offizierspatrouille mit ein paar Mann in der angegebenen Richtung ausgeschwärmt vor, aber es war nichts zu entdecken. Gott weiß, was die Leute gesehn hatten.

Die Bewegung that den steifen Beinen gut, wenn es auch schwer war, den Weg zu behalten.

Als ich zurückkam, hockten die Leute schon wieder in der Scheune. Der Bauer hantierte draußen herum, er war von dem Lärm aufgewacht.

Im offenen Flur hatte er Stroh aufgeschüttet, er konnte nicht begreifen, weshalb wir uns nicht ins Bett legen wollten. Er wollte nichts dafür haben, wir sollten nur ins warme Haus kommen.

Das Lager im offenen Flur nahmen wir an.

— Ich werde noch eine Weile aufbleiben, aber Sie legen sich jetzt, bitte, hin. Sie können morgen früher heraus, damit wir nicht in der Dämmerung überrascht werden. Also, gute Nacht! . .

Ich wühlte mich also in das Stroh ein, während ich ihn oder vielmehr den roten Punkt seiner Cigarre an der offenen Thür noch lange vorbeigehen sah, dann hörte ich im Halbschlaf zuweilen noch das klirren der Säbelscheide, und dann muß ich wohl eingeschlafen sein. —

Als ich in aller Frühe aufwachte, schlief er noch fest, und ich ließ ihn bis zum letzten Augenblicke.

Die Sonne kam, wir zogen unsere Feldwache ein, denn Kavalleriepatrouillen waren jetzt im Vorgelände, und wir mußten zurück und sollten die Nachhut bilden.

Der Lux fror wie ein Schneider und schimpfte, daß er da vorn im freien hatte frieren müssen.

Der Hauptmann ritt eine ganze Strecke vor der Kompagnie, die Karte in der Hand, nachdem er uns ruhig dienstlich: Guten Morgen! gesagt hatte.

Wir mußten bergan durch riesige Tannenwälder, in denen es schwül und feucht dumpf war.

— Na, wie sind Sie denn mit ihm ausgekommen?

— Mich hat er ja doch nur hinaus geschickt, weil er mit Ihnen lieber zusammen ist. Haben Sie überhaupt was mit einander geredet?

— Oh ja, wir haben uns ganz gut unterhalten.

— Zu komisch! — Natürlich nur Dienst.

— Nicht ganz.

— Privatsachen? . . .

— Herr Leutnant Lux!

— Herr Hauptmann? —

— Bitte, bleiben Sie bei Ihrem Zuge.

Als der Kleine an mir vorbei ging, sagte er, während er mit dem Säbel in das Blaubeerkraut hieb:

— Sehen Sie, nun darf ich nicht mal mit Ihnen reden. Unterhalten Sie sich inzwischen wieder gut mit ihm. Ich glaube, Sie wollen mich blos dumm machen, und er hat auch mit Ihnen kein Ton geredet.

— Wer weiß, vielleicht doch nicht so ganz.

— Also Wiedersehn! . .

— Wiedersehn! —

Erlöst

Es war eine erste Frühlingsnacht, ein erwachendes raunen strich durch die noch blätterkahlen, aber mit tausenden von klebrigen Knospen übersäten schwarzen Ruten der Bäume, die sich im Nachtwinde wiegten.

Neben uns, hart am Wege hin rauschte und brauste mit wildem Ungestüm der von der Schneeschmelze hochgeschwollene Fluß, dessen ganze Breite im Mondenscheine einer Gischtstraße glich. Die aus dem Wasser sonst weit hervorragenden Steine rollten im Wirbel schwerfällig abwärts, vom rissigen Ufer stürzten Rasenstücke ab und waren im nu aufgelöst, Stücke Holz und losgerissene Sträuche tauchten zuweilen auf, aber die nachwälzenden Wasser warfen sich darauf und jedes Geräusch ging unter in dem Sturmesbrausen des wilden Gebirgswassers.

Gleich sänftigendem Frieden goß der Mond über Wald und Wiesen seinen hellen Schein vom sternklaren Himmel, über den nur eine kleine zerfetzte weiße Wolke wie ein Stück zerrissenen Leinens flüchtig hinwischte.

Wir gingen mit dem Wasser thalab. Drunten sahen wir die spitzen Türme der Stadt aufragen, und ganz vereinzelt blitzte einmal ein Licht in den näheren Häusern am Hange auf.

Wir waren draußen in einer kleinen Villa gewesen bei einem mir noch neuen Bekannten, den ich gelegentlich eines Museumsbesuches kennen gelernt hatte, wo der Doktor mich mit Fritz Lammers, der als Konservator dort angestellt war, bekannt gemacht hatte.

Ich dachte an das trauliche Heim zurück, das wir eben verlassen hatten und sagte:

— Doch eine merkwürdige Frau.

Der Doktor lachte, nickte mit dem Kopfe und warf sein Cigarrenendchen mit großem Schwunge aber ohne sonderlich weittragenden Erfolg in's Wasser.

— Wenn sie nicht diese Fülle von wildem Haar hätte, könnte man sie leicht für einen Knaben halten.

Der Doktor hatte sich eine neue Cigarre aus der

Brusttasche geholt, und während er sie prüfend an die Nase führte, erwiderte er auf meine Bemerkung:

— Sie trug es früher ganz kurz. Das ist mein Erfolg.

Ich sah ihn fragend an, während er sich sein Kraut anzündete, daß der Flackerschein des Streichholzes über sein bärtiges Gesicht fiel. Er lachte in sich hinein, sog an seinem Glimmstengel, warf das ausgebrannte Hölzchen fort und sagte:

— Ja, ja, das wäre so eine von den vielen Geschichten, die wir fast täglich erleben, und die ihr armen Kerle eigentlich gar nicht schreiben dürft. — Zu verrückt! — Das beste möchten sie euch verwehren, unsere Vogelstraußpolitiker. Ihr habt doch die Menschen nicht gemacht? — Einfach blödsinnig.

Er blieb einen Augenblick stehen, blies wütende Rauchwolken in die Nacht und ging dann langsamer weiter.

— Nee, da ist Fritz Lammers doch ein besserer Kerl, der hat den Mut und hat mich schon gefragt, ob er Ihnen seine Geschichte erzählen soll. Ihm ist, als sei das seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Da

wir nun doch mal im Zuge sind, kann ich Ihnen ja die ersten Andeutungen geben, nur das Gerippe. Das drum und dran muß ich schon Lammers selbst überlassen. Daß diese kleine Frau so 'ne Art verpfuschter Junge ist, haben Sie ja bald genug gemerkt, und damit hat die ganze Sache denn auch ihr glückliches Ende genommen.

Er rollte seine Cigarre zwischen den Lippen, spuckte den Tabak von den Lippen blasend aus und suchte jetzt gleichsam seine Erinnerungen zusammen.

— Eines schönen Morgens kommt in meine Sprechstunde ein junger Mann von Mittelgröße, aber stattlich und kräftig gebaut, ein Bild blühendster Gesundheit, mit mächtigem blonden Schnurrbarte, der dem Gesichte etwas kriegerisch unteroffiziersmäßiges verlieh, sodaß ich begierig war, weshalb er mich wohl aufsuchte. Er drückte sich denn auch unklar herum, erzählte mir, daß er Konservator am Museum sei, und kam schließlich damit an, daß keinerlei körperliche Krankheit ihn zu mir führte, sondern eine seelische Depression. Hatte da von meinen hypnotischen Kuren allerhand gehört und kam vertrauensvoll, ob es möglich sei, eine Zwangs-

vorstellung weg zu suggerieren. Mit dem Vertrauen war es allerdings nicht so weit her, denn er druckste und druckste, wurde rot und verlegen; ich stellte ein paar verkehrte Fragen, auf die er ganz entrüstet antwortete, — allein ich hatte nicht viel Zeit, und da er darauf bestand, mir seine ganze Geschichte zu erzählen, mir aber ein halb Dutzend Patienten in der Sprechstunde warteten, bestellte ich ihn mir für den Abend, da er auch sonst ein ganz gescheiter Herr zu sein schien.

Er fand sich denn auch pünktlich ein, und bei einem Glase Bier und einer guten Cigarre taute er langsam auf.

Er war der Sohn eines Försters und auf einer einsamen Försterei mitten im Walde am Gebirge aufgewachsen. Die Mutter war ihm gestorben, als er drei Jahre alt war, und so wuchs er da draußen ohne weiblichen Einfluß auf. Die alte Haushälterin, die mal die Amme seines Vaters gewesen, war nicht zu rechnen, und die beiden Mägde existierten für ihn nicht als menschliche Wesen.

Der Vater leitete allein die Erziehung, brachte ihm lesen und schreiben bei und nahm ihn, um ihn zu

stählen, früh mit hinaus in den Wald, wenn Holz gefällt oder ein Saatkamp angelegt wurde, zu allen Kulturarbeiten, und zuweilen wenn er guter Laune war, auch mit auf den Anstand; und der kleine Kerl mußte sich mit der schweren Büchsflinte schleppen, daß er fast zusammenbrach. Er wurde in jeder Weise abgehärtet.

Mit neun Jahren kam er in die Knabenpension der Kreisstadt und später auf die Klosterschule, und so traf er bis zur Universität eigentlich nie mit Frauen zusammen.

Er hatte eine instinktive Furcht vor den Frauen, die häßlichen galten ihm nichts und lebendige Frauenschönheit war für ihn mit unangenehmen Empfindungen verknüpft, seit eine etwas ältere, hübsche und kokette Cousine, die ein paar Tage zu Besuch bei seinem Vater in den Ferien gewesen, frevelnd ihr boshaftes Spiel mit ihm getrieben hatte.

Als sie dazu eines Nachts von einer Geburtstagsfeier kamen, und der Cousine, die wohl nicht viel vertragen konnte, allerhand menschliches passierte, war er völlig ernüchtert.

Er zog sich von den Menschen zurück und wandte sich der Kunst zu, vor allem unter dem Einflusse eines

Freundes, der Maler werden wollte, ein phantastisch angelegter Mensch, der eine Art Schüler von Genelli gewesen sein muß, in seinen abstrakten und doch so linienweichen Phantasieen.

Mit ihm verlor er sich in die Idealschönheit antiken Lebens und griechischer Kunst, und entfremdete sich der Wirklichkeit ringsum immer mehr.

Sie waren gemeinsam nach München gegangen, der eine als Maler, der andere als Kunsthistoriker.

Eines schönen Tages hatte sich der Maler ein Mädchen angeschafft, und es dauerte nicht lange, daß darüber die Freundschaft in die Brüche ging.

Das kleine Mädchen beanspruchte natürlich Zeit, und der Freund war immer seltener zu haben. Dem andern war die Geschichte widerwärtig. Er konnte die Person nicht leiden, ging nicht mehr ins Atelier, da er stets gewärtig sein mußte, sie dort zu treffen. Es kam zu Reibereien, das Mädel hetzte natürlich nach Kräften, und so war der Bruch fertig, und ein alter Kamerad verloren.

Das gab ihm natürlich einen Stoß, und es bildete sich bei ihm ein fanatischer Weiberhaß aus.

Es war ihm schon immer unangenehm gewesen wenn eine Frau ihm zu nahe kam, er zog sich scheu zurück. Er hielt alle Frauen für inferiore Wesen, mit denen sich ein vernünftiger Mensch überhaupt nicht ernsthaft abgeben konnte.

Der weibliche Körper schien ihm häßlich. In den spezifischen Merkmalen des Frauenleibes sah er nur das tierische, das brutal auf die Fortpflanzung des Geschlechtes hinwies, und es beleidigte sein ästhetisches Gefühl derart, daß er anfing eine Studie über die Häßlichkeit der Frau zu schreiben. Schopenhauer muß der wahre Waisenknabe gegen ihn gewesen sein.

Es ist das nichts ungewöhnliches, daß junge Leute meist aus knabenhafter Scheu vor der Frau zuletzt zu einer Verachtung der Frauen kommen, die alle Grenzen übersteigt; aber meist findet sich dann über kurz oder lang ein mehr oder weniger jungfräuliches Wesen, das diese falschen Weiberhasser bekehrt; für die erste Zeit der holden Liebe gründlichst, was aber nicht ausschließt, daß später auf mehr positiver Basis ein neuer Weiberhaß sich entwickelt, der dann allerdings mehr Existenzberechtigung haben mag.

In diesem Falle gelang es keiner noch so niedlichen Philistertochter Gnade vor den Augen des biereifrigen Herrn Studiosus zu finden, der ein paar treue Hunde und seine Bücher als Freunde hatte.

Das tanzen hatte er natürlich schon in frühester Jugend für den größten Blödsinn der Weltgeschichte und nebenbei für eine niederträchtige Gemeinheit erachtet, allen anderen Leibesübungen aber huldigte er mit um so größerem Eifer.

Er entbehrte die Frauen nicht, weil er sie nicht kannte und von ihnen nie Freuden empfangen hatte.

So ging er seinen Weg weiter, diente sein Jahr, hörte von seinen Freunden allerhand bunte Liebesabenteuer, mußte manche Weibergeschichte mit anhören, aber das alles interessierte ihn fast garnicht.

Er hatte promoviert und eine Anstellung am Museum erhalten, und bei seinen Studien stieß ihm immer aufs neue die Thatsache auf, daß allein der männliche Körper auf ästhetische Schönheit Anspruch erheben durfte.

Die Frau war immer geziert, alle Venusdarstellungen trugen das süßlich gemachte zur schau, den Mangel an Adel und Selbstgefühl; eine häßliche Koketterie lag in

jeder nackten Frau, immer und ewig ein unlauterer Nebengedanke. Das stolze Selbstgefühl wie beim Manne, der seine Kraft zeigt, fand er nicht, und das charakteristische fiel aus der Sphäre lauterer Schönheit heraus.

Die Liebe schien ihm ein Trieb aber kein Gefühl, nur die Freundschaft galt ihm. Die Frau aber log und betrog, sie vereinigte seiner Ansicht nach in sich alle Laster und Untugenden — nur einem anderen Manne konnte man vertrauen, nur für den Freund konnte man Opfer bringen. —

Eines Abends im Theater fiel ihm ein Jüngling auf, schlank und zart, mit blassem Gesichte und blondem, halblangen lockigen Haar.

Das Gesicht zog ihn an. Er hatte den Wunsch, ihn kennen zu lernen, er ließ ihn den ganzen Abend nicht aus den Augen. Er wollte sich bezwingen, aber es ging nicht. Immer wieder mußte er ihn ansehen, sodaß er von dem Stücke wenig hörte und sah.

Auch als er auf der Straße war, wich das Gefühl nicht; der eigentümliche Reiz der Jünglingsschönheit wirkte fort, daß eine vage Sehnsucht ihn beunruhigte.

Er fragte sich, ob er denn besessen sei, er suchte zu arbeiten, aber in all sein thun, selbst in seine Träume drängte sich das Bild.

Er hatte den Wunsch, mit dem Jüngling zu sprechen, ihm nahe sein zu können, er hätte seine Hand fassen mögen und mit ihm am Abend, den Arm um die Schultern gelegt, durch die Felder streifen, in freundlichem Geplauder, daß er seine Nähe voll genoß.

In diese Vorstellungen mischte sich ein immer stärker werdender sinnlicher Reiz, ein körperliches Wohlgefühl, das sich zur Besessenheit ausbildete, so daß er davor erschrak.

Die Erinnerung an die Zeiten griechischer Männerfreundschaft tauchte ihm auf; das beruhigte ihn ein wenig, aber er war sich bewußt, daß seine Empfindung anormal sei, und er wollte sich davon befreien.

Er suchte sich ein Mägdelein; aber schon die Nähe vertrieb ihn wieder, — er sagte mir: er könne ihren Geruch nicht vertragen, sie rochen ihm wie die Katzen.

Es giebt ja Menschen, die man mit einem bestimmten Geruche in die Flucht treiben kann, denen ganz schlecht wird, die sogar ohnmächtig werden.

Endlich fand er eine, die ihn nicht gleich störte, aber als er dann bei ihr war, faßte ihn der Ekel, ein schüttelnder Ekel vor dem, was die andern den höchsten Liebesgenuß nannten. Die Geschichte war ihm widerwärtig, nur das Gefühl des Abscheus regte sich in ihm, er ließ das Mädchen und lief davon, während sie dem drolligen Kauze nachlachte.

Alles kam bei ihm zusammen: seine Unschuld, das Bewußtsein, daß in diesem Falle das Weib ihm überlegen war, da er eigentlich von nichts wußte; und diese Furcht, sich zu blamieren, und der Gedanke, daß er sich nie an eine Frau gewöhnen werde, hielten ihn von ferneren Versuchen ab.

Rings um ihn heirateten alle seine Freunde, er ward immer einsamer und hatte niemanden, dem er sich vertrauen konnte.

Die Angst befiel ihn, daß jemand seinen Zustand ahnen könne, daß er verachtet oder bemitleidet werde; und jedesmal, wenn er einen Menschen traf, schlich sich diese Angst ein, daß er zu fiebern anfing, seine Hände wurden feucht und heiß, und er traute sich nicht mehr jemandem die Hand zu geben; sodaß bald der Ge-

danke schon, jemand begrüßen zu müssen, seine Finger feucht machte, fiebernd feucht.

Das machte ihn ganz unglücklich und entfremdete ihn seiner Umgebung immer mehr, bis er alles Selbstvertrauen verlor und sich wie ein Ausgestoßener vorkam.

Er war nahe daran, am Leben zu verzweifeln, als er davon hörte, daß ich einem seiner Freunde die Angst vor Hunden wegsuggeriert hatte; ein großer, starker Mensch, der sich innerlich vor Furcht und Abscheu schüttelte, wenn der kleinste Hund sich ihm näherte, während ihm dagegen irgend ein großer, gefährlicher Hund nichts machte.

Das alles erzählte er mir stockend, aber doch im Wohlgefühl, sich von dem Geheimnisse seines Lebens zu befreien.

Ich hatte natürlich noch eine Menge Fragen, untersuchte ihn und fand ihn körperlich ganz gesund und normal. Es war daher meine Aufgabe, die seelische Depression zu heben, und dazu mußte ich ihn systematisch verderben und verführen.

Jaja, lieber Freund, solche Schandthaten müssen wir kaltlächend auf unser Gewissen laden.

In der Hypnose, er war in wenigen Augenblicken

weg, erfüllte ich ihn mit den lockendsten Bildern, seine Phantasie ward mit den liebetollsten Sachen angeregt, jedesmal suchte ich ihm mehr sinnlichen Abscheu vor dem Manne beizubringen und Lust nach weiblicher Schönheit einzuflüstern.

Ich schickte ihn in's Theater, ging selbst mit ihm fort, weil ich lebhaftes Interesse für ihn gefaßt hatte, suchte ihm seine Lektüre aus, mit vieler Vorsicht, um ihn langsam dahin zu bringen, wohin ich ihn haben wollte.

Der Teufel der Lust kann nicht geschickter vorgehen, um eine unschuldige Seele zu verderben. Die gesamten Jünglingsvereine Deutschlands müßten mich darnach zu ihrem Unehrenmitgliede ernennen.

Mit hängen und würgen hatte ich ihn endlich so weit, daß er sich vor den Frauen nicht mehr ekelte, aber noch waren sie ihm ganz gleichgiltig; dagegen hatte ich die Nervosität der Hände bald gehoben.

Ich mußte, um ihn zu retten, ihm tieferes Interesse für die Frauen einflößen. Das war nicht eben leicht.

Das einfache suggerieren genügte nicht, vernünftige Ueberredung mußte nachhelfen, bis er eines schönen Tages ganz verschämt damit herauskam, daß er sich

mit einem holden Wesen eingelassen. Aber es war ihm nicht besser gegangen wie einem Kinde, das bittere Arzenei nehmen muß.

Damit war mir und ihm nicht geholfen, wenn auch der erste entscheidende Schritt gethan war.

Das alte Luder, der Mephisto, hatte es gut; der hatte seine Hexe, die ihm Tränke braute, bei denen man besondere Wirkung spürte.

Bei mir ging das nicht so einfach, da mußte das Püppchen erst geknetet und zugericht werden.

Die Arzenei mußte er trotz seines sträubens immer wieder nehmen, bis er eines Tages fand, daß die Sache doch nicht so übel sei. Nun ging es ihm nicht länger wie dem Kinde mit der Medizin, sondern es schien ihm mehr wie Schnaps, an den sich der Mensch langsam gewöhnen muß, und den man sich nachher nicht wieder abgewöhnen kann.

Es dauerte nicht lange, da hatte ich einen ganz vergnügten Menschen vor mir, der immer mehr Vertrauen zu sich und seinen Fähigkeiten faßte; nur fehlte noch immer der eigene, innere Trieb, der unwiderstehlich mächtige Drang, selbst zu wollen.

Wochen und Monate gingen hin, er hatte sich riesig gebessert, aber er war mir immer noch zu ruhig, — er mußte sich einmal in eine Frau wirklich bis über die Ohren verlieben, in eine, die ihn endgiltig erlöste.

Aber das schien nicht zu gehen, denn seine philosophischen Ansichten über das weibliche Geschlecht konnte ich ihm nicht austreiben. Da war es mit meiner Kunst zu Ende.

Ich wollte, daß er tanzen lernte, damit er mit jungen Mädchen zusammen kam, aber das setzte ich nicht durch. Zu solch albernen Kindereien gab er sich nicht her, und so mußte ich davon absehen.

Denken Sie nicht daran, zu heiraten? fragte ich ihn.

Ja, er hatte daran gedacht, aber zweifelte, ob er es auf die Dauer ertragen würde mit einem weiblichen Wesen ständig zusammenzuleben, — ob ihn das nicht wieder dem ganzen Geschlechte entfremden würde.

Eines Tages kam er zu mir, ich müsse ihm helfen. Er möchte gern ein junges Mädchen kennen lernen, das er nun schon mehrmals gesehen hatte, das ihm in seiner Eigenart gefiel, und er hatte den Wunsch,

die junge Dame näher kennen zu lernen. Gestern hatte er sie mit einem Herrn aus meinem Bekanntenkreise zusammen gesehen. Und nun sollte ich ihm helfen.

Natürlich war ich mit denkbar größtem Vergnügen dazu bereit.

Das Vergnügen minderte sich, als ich die junge Dame zum ersten male zu Gesicht bekam.

Nein, so hatte ich mir den Ausgang nicht gedacht, das war nicht die Erlöserin, wie ich sie mir vorgestellt hatte.

Ich hoffte, er werde sich in ein recht weibliches Wesen verlieben, und nun hatte ich ein verpfuschtes Mädchen vor mir, jungenshaft im Aussehen und bubig im Benehmen, mit kurzem Haar, der scheue Sittsamkeit und jungfräuliche Bravheit fremd schien.

Ich sagte ihm denn auch gründlich meine Meinung, aber er lachte mich aus: grade deshalb gefiel sie ihm ja so gut.

Was sollte ich dagegen machen? Er war nach allen Regeln der Kunst in sie verliebt, und schließlich heirateten sie sich.

Anfangs war ich noch in Sorge, ich hatte so

allerhand dunkle Befürchtungen, aber es ging alles aufs beste, das hatte ich bald heraus.

Na und als gar das Kind kam, da war nun nichts mehr zu sorgen; seitdem hat die junge Frau sich das Haar wachsen lassen, und er hat sich damit einverstanden erklärt; und jetzt, wo sie Mutter ist, hat sie sich gewaltig geändert, es wird noch stärker hervortreten, davon bin ich überzeugt, seit die kleine Frau alles weiß.

Es ist eine wahre Freude, daß wir jetzt seelische Abnormitäten durch Suggestion heben können, daß wir bedingenden Einfluß gewinnen auf das Innenleben der Menschen und damit manch einen gefährlichen Zustand beseitigen. Die beste und sicherste Suggestion aber ist und bleibt die Liebe, — und dieser erlösenden Liebe und nicht mir schreibe ich die gründliche Heilung unseres Freundes zu.

Das Ekel

Wir kamen aus dem Karwendel, über das Sonnen- und Plumserjoch, das Gernthal herab, bis wir im lachenden Sonnenschein die Pertisau am Achensee vor uns sahen, und die steilen Hänge des Sonnwend-Gebirges.

Ueber eine Brücke, an einer rauschenden Mühle vorbei ließen wir das Dorf rechts und eilten auf die klösterlichen Gebäude des Fürstenhauses zu, wo wir für einige Tage unser Quartier aufschlagen wollten. Den See würdigten wir vorerst keines Blickes, sondern bestellten uns das Essen auf's Zimmer und gingen vor allem daran, unser Bergkostüm einigermaßen gesellschaftsfähig umzugestalten, durch Zuhilfenahme eines dem uner-

gründlichen Rucksack entnommenen Kragens und Schlipses, dieser unentbehrlichen Attribute gesitteter Menschheit.

Dann setzten wir uns gestärkt auf die Terrasse, hart an den See und tranken dort in Gemütsruhe unser Quart Spezial.

Es war noch erster Frühling, in den Bergen überall lag der schmelzende Schnee, und manchmal, da wir weder Eispickel noch Steigeisen mit hatten, waren wir an Stellen gekommen, die in ihrem locker vereisten Zustande leichte Bedenken erregten und viel Vorsicht erheischten. —

Nur wenige Gäste saßen im hellen Sonnenscheine unter den spärlichen Bäumen, die die braunen Hüllen der Blätterknospen abwarfen und nur des ersten warmen Nachtregens harrten, um ihre jugendgrünen Blätter zu entfalten.

Der See lag tiefblau in Ruhe, kein Windhauch kräuselte seine glatte Fläche, nur ein paar kleine Boote trieben darauf herum, — aber jetzt nahte von Seehof her der Dampfer und brachte Leben auf das Wasser. Laut klingelnd näherte er sich, immer langsamer, der Landungsbrücke.

Auf Deck ein kribbelndes, wimmelndes Leben, voller Ungeduld.

Endlich schmiegt er sich dicht an den Steg, und eine Flut von Touristen ergießt sich an's Land, dazwischen eine lärmende Schar Kinder; und in wenigen Augenblicken war die stille Terrasse, wo zuvor nur einzelne kleine, stille Gruppen beim Nachmittagscafé gesessen, von lachenden und rufenden Menschen überschwemmt. —

Ich ging auf die Landungsbrücke, die von der Terrasse in den See hinausgebaut ist. Die Wellen schlugen klatschend gegen die Pfähle. Das Wasser geriet in leichte Aufregung, und ein frischer warmer Wind wehte.

Jemand rührte mich an der Schulter; ich kehrte mich rasch um, und sah einen Herrn vor mir, den ich fremd anstarrte, während ich pflichtschuldigst den Hut zog, im Begriff zu sagen, daß es wohl ein Irrtum sei, als ich ihn am lachen erkannte.

Ein guter alter Bekannter aus Berlin, mit dem wir in kleinem Kreise oft im Schützenlis'l zusammen gesessen hatten, ein junger Rechtsanwalt, mit dem ich in wie

außerhalb der Gesellschaft vielfach zusammengekommen war.

Er war damals stets wie geleckt, toujours à quatre épingles. Jetzt hing ihm der sonst so keck aufgedrehte Schnurrbart verwildert, und ein leichter Touristenanzug schlappte um seine Glieder.

Wir kehrten zu meinem Tische zurück und tranken unseren Wein gemeinsam, plaudernd und alte Erinnerungen auffrischend.

Als er mir einmal einschenkte, sah ich einen glatten Ring an seiner Hand.

— Nanu, — verheiratet?

— Allerdings, wußten Sie das nicht?

— Aber keine Ahnung. Nachträglich herzlichsten Glückwunsch. Ich bin so außer allem Verkehr, daß . . .

Er war etwas verlegen geworden, weil ich ihn wohl verwundert ansah; und das machte ihn noch verlegener, daß er eifrig an seinem Schnurrbart drehte.

Dann nach einer Pause sagte er:

— Sie haben also keine Ahnung, wer meine Frau sein könnte?

— Aber nicht die blasseste Ahnung. Jedenfalls wird

sie sehr hübsch, und ebenso reich wie schön sein, denn ohne diese beiden Dinge .... wenigstens war das immer Ihre Theorie früher ...

— Allerdings, — aber man sagt ja so viel. Sie hatte nämlich so gut wie nichts.

— Nichts? Dann muß sie aber sehr hübsch sein.

Er schüttelte ganz sacht, aber überlegen mit dem Kopfe.

— Nein, hübsch ist sie auch nicht — garnicht. Und auf Geld brauchte ich nicht zu sehen; ich habe von meinem verstorbenen Onkel ein schönes kleines Kapital. .... Der hätte allerdings die Heirat bei Lebzeiten nie zugegeben, denn — wissen Sie wer es ist? Sie kennen sie: Grete Martens! —

— Grete Martens? ...

— Ja!

Er sog mit einem mal krampfhaft an seiner Cigarre, als ob sie keine Luft habe, was aber garnicht der Fall war.

— Eigentlich, und er qualmte wütend darauf los, sind Sie schuld an der ganzen Geschichte.

— Ich? Na hören Sie mal, ich wüßte nicht ....

Ich mußte über diese unerwartete Wendung herzlich lachen. Was hatte ich denn dabei zu thun?

— Sie erinnern sich also nicht mehr? fragte er.

— Nicht im entferntesten.

— Die Geschichte mit dem kleinen Ekel?

— Ach! —

Nun wußte ich mit einem mal alles wieder.

Es war auf dem Hausballe einer uns befreundeten Familie gewesen, wo der junge schneidige Rechtsanwalt einmal wieder all seine gesellschaftlichen Fähigkeiten im besten Lichte gezeigt hatte. Er hatte das Fest arrangiert, und alle Welt war entzückt.

Zu seinem größten Entsetzen hatte ich an dem Abend mit zwei Bekannten vereinbart, daß wir außer den unabweislichen Pflichttänzen, uns nur mit den Mauerblümchen abgeben wollten. Wir tanzten also nur mit den Damen, die die schönheitsdurstige Männerwelt kaltlächelnd sitzen ließ; und schon nach der ersten Stunde waren wir einig, daß wir uns nie besser unterhalten hatten.

So viel Herzlichkeit und so innig dankbare Blicke waren uns kaum je zu teil geworden; wir leisteten auf

all jene wunderbaren Ballgespräche und faden Schmeicheleien mit den Schönheiten des Saales verzicht, und fanden dafür ein manchmal hochinteressantes Geplauder.

Denn diese armen Wesen, die verdammt waren, die Wände des Saales weniger oder mehr zu verunzieren, hatten in ihrem Leben manch eine Stunde Zeit gefunden, um über sich und die Welt nachzudenken.

Das verlieh ihren Gesprächen etwas besonderes, frei von der oberflächlichen Banalität fast aller hübschen Mädchen.

Ich war mit Fräulein Martens von früher her bekannt. Niemand konnte behaupten, daß sie hübsch sei; aber sie war jung und gesund, nur etwas scheu und zurückhaltend still, vor allem in dieser ihr noch fremden Welt, in die sie plötzlich hinein versetzt war, nach dem Tode ihres Vaters, eines Landgerichtsdirektors, worauf eine Tante sie in ihr Haus genommen hatte, wo die vermögenslose Waise bescheidene Unterkunft fand.

Ich hatte grade mit ihr getanzt und wir hatten sehr nett mit einander geplaudert, als ich zu der kleinen Gruppe zurückkehrte, in der sich auch der Rechtsanwalt befand.

Man sprach natürlich von den Frauen, natürlich nur von den schönen Frauen, und dann warf er das Wörtchen dazwischen:

— Die Häßlichkeit einer Frau ist nur zu entschuldigen, wenn sie einen hübschen goldenen Hintergrund hat.

Nun hatte die kleine Grete Martens weder Geld und Gut, noch Schönheit, und so nahm ich mich ihrer an, und verteidigte die einfachen Frauen, wobei ich mich dazu verstieg, unserem verwöhnten Salonhelden zuzumuten mit Grete Martens erst mal zu tanzen, — er, mit diesem an Schönheit so bescheidenen Kinde.

Wie er lachte, als ich ihn vorstellen wollte, dieses arrogant überlegene Lächeln, das fast beleidigte.

— Nein, Verehrtester, das können Sie wirklich nicht verlangen, das hieße die Gutmütigkeit doch zu weit treiben. — Sie haben, soweit ich mich erinnere, doch früher nie eine Passion für kleine Schauertiere gezeigt. Das wird doch nicht krankhaft werden? — Es mag ja mal zum Spaß ganz nett sein, mit so 'nem kleinen Ekel wie die Martens . . . .

Er schwieg plötzlich — und dann sahen wir alle weshalb, wie sie in dem Augenblicke dicht an unserer Gruppe

vorübergegangen war, so daß sie es gehört hatte, unbedingt, weil er durchaus nicht leise sprach.

Es wurde plötzlich totenstill in unserm Kreise, denn wir fühlten alle miteinander, daß die Geschichte sehr dumm war, in jeder Hinsicht.

Da, nach kurzem schwanken, in einem seiner netten Momente, derentwegen ich ihn lieb gewonnen hatte, trotzdem die meisten Herren ihn unausstehlich fanden, sagte er ganz ruhig zu mir:

— Wollen Sie mich, bitte, Fräulein Martens vorstellen.

Er sagte das sehr ruhig; während wir, allesamt über diese Wendung ganz verblüfft, uns fragend ansahen.

— Das ist ja Unsinn, in diesem Augenblicke, das wäre ja ...

— Ich bitte aber darum, lieber Freund.

Na, das kann gut werden, dachte ich. Und während die andern uns nachstarrten, weil wir alle erwarteten, daß es eine kleine Katastrophe geben würde, ging ich mit ihm durch den Saal; und ich glaube fast, mir schlug das Herz mehr als ihm, — und so stellte ich ihn vor. . . .

Sie empfing uns mit einer kaltblütigen Ruhe, mit einem Lächeln, freundlich wie immer, und doch mußte sie gehört haben, was er eben gesagt hatte.

Ich zog mich schleunigst zurück; aber als ich nach einigen Minuten wieder nach jener Ecke hinsah, da standen sie noch immer im Gespräche, wie zwei gute Freunde, lachend und plaudernd.

Diese Gewandtheit hatte ich ihr nicht zugetraut, — alle Achtung!

Dann tanzten sie den Walzer zusammen, und erst als der folgende Galopp begann, trennte er sich von ihr, und wie etwas ganz nebensächliches, im vorbeigehen, warf er mir hin: Sie haben recht, sie tanzt hübsch! . .

Es schien so; denn ich sah sie an dem Abend noch einige mal beisammen, und er schien sich nicht grade zu langweilen.

Als wir zu dreien heimgingen, äußerte ich, wie vorzüglich wir uns amüsiert, weil wir nur mit den Mauerblümchen getanzt hatten. Er sagte nichts darauf, zog seinen Hut tiefer in die Stirn, und als man noch in ein Café gehen wollte, entschuldigte er sich und ging allein heim.

Wenige Wochen später, ohne daß wir uns inzwischen getroffen, verließ ich Berlin, und so sahen wir uns denn jetzt nach drei Jahren wieder. —

Das alles fiel mir ein, während er da vor mir saß und durch ein paar Worte meinem Gedächtnisse zu Hilfe kam.

— Meine Frau muß übrigens mit dem nächsten Dampfer kommen, sagte er, ich bin vorausgereist als Quartiermacher. Wir haben nämlich Gepäck.

— Gepäck? Wieso.

— Na ja, ich meine unser Baby!

— Wie, also kann man schon gratulieren.

Ich mußte ihn mir erst nochmals genau darauf ansehen, wie er sich als Vater machte. Garnicht übel. Er hatte eine gewisse Würde, die ihm gut stand.

Wir erhoben uns und wanderten über die kleine Brücke des Flüßchens, das seine braungelbe Flut in den tiefblauen See ergießt.

Von Seespitz her zeigte sich jetzt der Dampfer, und obgleich wir nur wenige Schritte bis zur Landungsstätte hatten, lief er fast, indeß ich langsamer folgte und mich im Hintergrunde hielt, als das vollbesetzte

Dampfboot langsam im Bogen sich an den Steg drängte.

Er winkte und winkte aufgeregt mit der Hand, während auf dem Dampfer ein helles Taschentuch flatterte, und ich eine Gestalt im grauen Reisemantel erkennen konnte, die dann, als die Verbindung mit dem Lande hergestellt war, ungestüm auf ihn zueilte.

Ich zog mich tiefer unter die Bäume zurück und sah, wie die junge Frau von einer ganzen Anzahl Reisender umringt war, denen sie ihren Mann vorstellte, wie sie allen die Hand schüttelte, um sich dann stolz an seinen Arm zu hängen und gefolgt von dem Mädchen mit dem Kinde im Hause zu verschwinden.

Nach etwa einer halben Stunde, während ich gemütlich durch das Dorf geschlendert war, hörte ich meinen Namen rufen.

Seine Frau verlangte mich zu sehen, um mir zu danken; denn ich sei im Grunde mitschuldig an dieser Heirat.

Ich bin selten beim Wiedersehen mit jemand derart verblüfft gewesen.

Aus dem jungen scheuen Mädchen war eine vollendete Dame geworden, deren Sicherheit jedem unfaßbar sein mußte, der das junge Mädchen gekannt hatte.

— Möchten wir nicht dies thun, Max . . und wäre das nicht ratsam, Max?

Und Max gab zu allem sein ruhiges Urteil ab.

— Ich möchte etwas frühstücken. Wollen wir nicht auf die Terrasse gehen?

Noch einen Blick nach dem Kinde, das eingeschlafen war, ein paar Anordnungen für das Mädchen und dann:

— Wollen Sie mir bitte Ihren Arm geben! Du erlaubst doch, Max.

Max erlaubte natürlich, im vollen Glück, ihr einen Gefallen erweisen zu können.

Sie war wirklich hübsch geworden. — Das kokette Frauenhütchen stand ihr reizend, und die Züge waren sehr fein geworden, fast durchgeistigt.

Es hatte früher ein wenig Gedrücktheit darauf gelegen; ein Unmut mit sich selbst. Jetzt aber nur sonnige Heiterkeit und eine überströmende innere Zufriedenheit.

Woher sie die Sicherheit nahm, fand ich bald heraus, nämlich daß sie an seinem Arme ging. Das gab ihr das nötige Relief. Sie war seine Frau, der Gedanke allein schon verlieh ihr dieses Selbstbewußtsein.

So glich sie einer Blume, die lange ohne Sonnen-

schein sich hingequält, bis sie endlich den rechten Boden gefunden hatte und nun zu voller Pracht erblühte. —

Am Abend sah ich recht, wie selbstsicher sie dastand. In kurzer Zeit hatte sie es verstanden, einen kleinen Kreis um sich zu versammeln, und wenige Tage später schwärmte alle Welt für sie und beneidete den Gatten, der sich still bescheiden im Hintergrunde hielt, als ob sein ganzes gesellschaftliches Talent auf die kleine Frau übergegangen war. Sie wurde bald der Mittelpunkt der Gesellschaft, weil sie jeden in seiner Art an sich zu fesseln verstand.

Dabei eine mehr als sorgsame Mutter; wie oft sah ich sie nicht plötzlich unbemerkt forthuschen und nach wenigen Minuten mit glückstrahlendem, zufriedenen Gesichte wiederkehren; eine hingebende Gattin, die ihren Mann anbetete, der es aufgab, mir gegenüber die alte Maske der Gleichgiltigkeit beizubehalten.

Ich sah ja, daß er in seine kleine Frau völlig vernarrt war.

Und eines Abends, während wir am See hinschlenderten, auf dem schwerschleppender Nebel braute, sagte ich ihm, wie glücklich er sein müsse. Und er nickte nur immer lächelnd mit dem Kopfe.

Ich erzählte ihm, wie ich wenige Tage zuvor in München an einem Nebentische eine ehemalige Ballschönheit wieder getroffen aber kaum erkannt hatte, für die er sich damals sehr interessiert hatte.

Sie hatte einen alten Baron geheiratet und war nicht wieder zu erkennen, nach den wenigen Jahren sah sie wie eine alte Frau aus, die Puder, Schminke und auffallende Toiletten nur noch mehr entstellten.

Sie hatte mich wohl auch nicht erkannt, und so hörte ich, in welch unangenehmem Tone sie mit ihrem Manne verkehrte.

Ich gratulierte ihm, daß seine Heißblütigkeit ihn damals zu der unüberlegten Aeußerung hingerissen hatte, die er dann so glänzend wieder gut gemacht hatte.

Er wurde ganz nachdenklich und nach einer Pause, fast in Verlegenheit, fragte er:

— Finden Sie nicht auch, daß sich meine Frau zu ihrem Vorteil verändert hat?

— Aber Liebster, Ihre Frau ist ja entzückend.

— Wirklich! — Sie finden wirklich?

Er fragte ganz hastig aufgeregt, mit glückstrahlendem Gesichte, daß ich lachen mußte und ihm erwiderte:

— Sie ist ja geradezu hübsch geworden. Ich habe selten eine so anmutige Frau gesehen.

— Nicht wahr! — Sehen Sie, das habe ich zuweilen auch schon gefühlt, aber ich habe immer geglaubt, mir komme das nur allein so vor, weil . . . und die anderen . . .

— . . sind ganz ebenso vernarrt in Ihre kleine Frau.

— Ja, ich glaube wirklich, es ist so . . . wirklich! . . . wirklich! . . .

Nach einer langen Pause, während wir stumm nebeneinander hergegangen waren, plötzlich:

— Sie ahnen ja garnicht, was für ein Schatz mein Frauchen ist; wie glücklich ich bin! —

Ich drückte ihm die Hand; und dann gingen wir stumm zu unserem Hôtel zurück; nachsinnend, wie wandelbar doch alles in dieser Welt ist, körperliche Unschönheit ebenso gut wie die Unschönheit des Charakters und selbst das häßlichste aller Laster, die Blasiertheit, von der er nun für alle Zeit geheilt war.

Ein Sommerabend

Ihrer acht Mädchen saßen sie in der kleinen, einfenstrigen Hinterstube der Lothringerstraße von morgens um halb neun Uhr an bis oft nach Mitternacht, um ihre Mitschwestern mit Federn und Blumenputz zu schmücken.

In dem engen Raume, an dessen Wänden sich die weißen und braunen Kartons in allen Größen bis an die Decke türmten, wo zwei große Tische mit Bergen bunter Federn und Putz überladen waren, hockten sie bei einer unstet brennenden Gasflamme, und die blassen Finger ordneten Bänder und Schmuck auf den Hüten, die ihnen von den beiden Verkäuferinnen immer neu aus dem schmalen Laden, in den man durch eine halb-

verhängte Thür sehen konnte, zur Arbeit gebracht wurden.

Der dicke Geschäftsinhaber kam ab und zu einmal herein, und schimpfte, rücksichtslos und grob, um seinen Aerger an den armen Wesen auszulassen, wenn eine Kundin wieder fortgegangen war, ohne was für sich zu finden, weil keiner der neumodischen Hüte ihrem unregelmäßigen Gesichte stehen wollte.

Dann wetterte er dazwischen, daß sie ganz still waren, obgleich sie sich sonst über ihn und seine krumme Nase nach Kräften lustig machten, und ihn unter sich verhöhnten, denn selbst die häßlichste war schon in der Lage gewesen, seine Zudringlichkeiten abzuwehren. Das war seit Jahren wie eine Verschwörung unter ihnen, daß keine, selbst nicht die verworfenste, sich mit ihm einließ.

Einmal hatte er sie alle, es waren ihrer fünf, zugleich entlassen, und ein ganz neues Personal angeschafft, aber das hatte wenig geholfen.

Wenn seine Frau da war, konnten sie sich eher rühren; dann schwatzten sie, und wenn der Laden leer war, konnten sie auch einmal lachen, oder über die kaufenden Frauen und Mädchen sich zuflüstern, — aber

die Frau war, wie alljährlich, zur Zeit wieder in anderen Umständen, und so hatte der Herr das Regiment.

Nun mußten sie still sitzen und durften nicht viel reden, mit den Augen aber und einem Lächeln sagten sie sich alles.

Es war nicht immer ganz fein, was sie sich laut sagten, aber sie hielten doch auf Anstand, und die große Minna, die früher recht freche und gemeine Dinge sagte, durfte sich das jetzt nicht mehr erlauben.

Zuweilen wollte sie dagegen aufmucken, aber dann brauchte die kleine Betty sie nur anzusehen, mit den großen, leuchtenden Augen, und sie ward wieder still.

Die Betty war ein merkwürdiges Mädchen. Sie war ein ganz klein wenig schief, aber kaum merklich, daß es zuerst garnicht auffiel. Daher hatte sie auch diese glimmenden Augen, die stets wie in Angst waren, man könne den Fehler entdecken.

Sie lebte mit ihrer Mutter zusammen, ging stets sauber und nett angezogen, und war eigentlich immer vergnügt, aber mit einer stillen inneren Freude, die nur Güte war.

Für ihr Leben gern plauderte sie, über alles und nichts, und was ihr auch passierte, sie hatte immer ihre eigenen Gedanken. Sie las viel. Wo sie ein Buch auftreiben konnte, hockte sie darüber, und die Mutter mußte ihr oft in der Nacht das Licht fortnehmen.

Die Geschichten handelten immer von Liebe, von einer keuschen, idealen Liebe, von der ihre Kolleginnen nicht eben viel wissen wollten. Das war Quatsch aus Büchern, erklärten sie.

Bei alledem hörte sie ihnen mit fieberndem Eifer zu, wenn sie sich erzählten, wie er gestern dort und dort auf sie gewartet hatte, oder wenn ein Herr ihnen nachgegangen war und ihnen jeden Abend folgte, bis er dann eines Abends den Mut faßte, sie anzureden. Wie sie dann irgendwo ein Glas Bier zusammen tranken und am nächsten Sonntag zu einem Ausfluge nach Pichelswerder oder an die Oberspree verabredeten.

Die Betty hörte das mit bangklopfendem Herzen und roten Backen an, ihre schlanken Finger arbeiteten noch einmal so flink.

Nur die Minna lachte. Das war man Blödsinn,

Straßenbekanntschaften machte sie nicht, da kam nie was gescheites bei raus. Sie ging einfach zum Palmensaal oder in den Oraniensalon tanzen, da hatte man wenigstens was von. Und die Herren, die dahin kamen, meinten es auch reell, und dabei grinste sie vor Wonne, und die gelben Zottelponnies hingen ihr frecher in die Augen als je.

Manchmal kam die Minna am Morgen ganz zerschlagen ins Geschäft. Sie gähnte in einem fort, war zu faul sich überhaupt zu rühren, und schaffte weniger als je, während Betty die fleißigste und auch die geschickteste von allen war.

Oefters mußte sie nach vorn in den Laden kommen, damit eine Dame ihr erklärte, wie sie gern einen Hut garniert haben möchte. Derartige Aufträge erhielt sie immer persönlich.

Dann verging sie vor Bescheidenheit und errötete ein über das andere mal, innerlich aber war sie doch stolz; und wenn sie am Feiertage ihr lahmes Mütterchen ein Stück spazieren führte, kam es wohl vor, daß sie ihre Mutter anstieß und auf eine Dame in einem vorüberrollenden Wagen aufmerksam

machte. Den Hut, mit dem die prahlte, hatte sie gemacht. Das war ihr größtes Glück.

Sie wohnten im Norden in der Liesenstraße, und von dem Mansardenfenster, das ganz mit Blumen verstellt war, konnten sie auf den Friedhof sehen; aber das war ihrer Sentimentalität grade recht.

Zwischen den Blumen am Fenster stand das kleine Bauer mit dem Kanarienvogel. Der gelbe kleine Vogel hatte keinen Schwanz und sah trotz sorgsamer Pflege immer höchst ruppig aus, mit seinem Gesange war es auch nicht weit her. Meist piepte er nur den ganzen Tag, und nur das Ziep der Sperlinge konnte er ausgezeichnet, die auf der Dachrinne herumsaßen und hier oben ihre Nester bauten.

Wenn er zu singen versuchte, kam er nie weit, die Strophe brach gleich wieder ab, als habe er nicht die Kraft, sie zu Ende zu bringen.

Trotzdem bildete er den hauptsächlichen Lebensinhalt der beiden Frauen, die sich beständig mit ihm unterhielten.

Die Mutter saß zu Hause und kräuselte Federn, sie konnte sich nur schwer am Stocke vorwärts bewegen, da sie mal überfahren war.

Eines Tages fing sie an zu kränkeln, mußte sich hinlegen, und Wochen vergingen, daß sie sich nicht rühren konnte. Betty arbeitete fleißiger als je, damit es die Mutter gut haben sollte. Sie hatten schon eine hübsche Summe erspart, aber die wollten sie beide nicht angreifen. Die blieb für wirkliche Not aufgespart.

Als Betty eines Abends nach Hause kam, fand sie die Mutter still und stumm im Bette, und nach drei Tagen war sie ganz allein.

Immer wenn sie am Abend nach Hause kam, und durch die Thür das helle Ziepen ihres Hansi hörte, wollte sie: Guten Abend, Mütterchen! rufen; sie glaubte das Geklapper der Teller, den schweren, schlürfenden Tritt zu hören, bis sie eintrat und alles leer fand. Nun mußte sie sich ihr bischen Essen selbst herrichten, aber kein Bissen schmeckte ihr, und des Nachts konnte sie nicht einschlafen, sie tastete neben sich, wo sonst die Mutter gelegen hatte. Die Stelle war leer, und nur der Mond schien durch die Blumen in das öde Zimmer, daß sie sich ganz verlassen vorkam.

Die Liebe der Mutter hatte ihr alles ersetzt; sie liebte ihr Muttchen und wurde geliebt, so daß sie nichts entbehrte.

Jetzt hatte sie niemand mehr, der sie gern hatte, der freundlich zu ihr sprach; und die ganze Sentimentalität des vernachlässigten Mädchens brach durch, die brennende Sehnsucht, irgend ein Wesen zu haben, das sie lieben konnte.

Das quoll in ihr auf und quälte sie, daß sie zum sterben krank ward.

Sie war nun dreiundzwanzig Jahre, und zum ersten male überlegte sie, was aus ihr werden sollte; und da, noch unbewußt fing sie an, ihre Freundinnen zu beneiden, die ihr Leben genossen, während sie einsam zu Hause hockte, und nicht wagte, auch nur eine Minute unnütz auf der Straße zu bleiben.

Zuweilen rempelte wohl ein Arbeiter sie an, daß sie eine Todesangst kriegte; und sobald sie nur zu fühlen glaubte, daß ein Mann sie ansah, fing sie an zu laufen.

Die Mädchen hatten sie öfters eingeladen, einmal mit ihnen zu kommen. Ihr anfangs so energisches Nein ward immer schwächer, bis die kleine Martha, der sie sich näher angeschlossen hatte, sie so lange quälte, daß sie versprach, am nächsten Sonntag, wenn es gutes Wetter war, einen Ausflug mitzumachen.

Wenn es gutes Wetter war, — damit wollte sie sich vor sich selbst schützen. Denn ihr klopfte das Herz bei dem Gedanken, daß sie allein mit der Martha ausgehen sollte, hinaus unter fremde Leute.

Die Mutter war nun ein halbes Jahr tot. Anfangs wollte sie für den Sonntag ihr schwarzes Kleid anziehen, aber dann dachte sie, dadurch würde sie erst recht auffallen, und so suchte sie eine helle Blouse heraus, mit weiten Aermeln. Darin konnte kein Mensch sehen, daß ihre eine Schulter etwas, nur ein ganz klein wenig, höher war. Es war wirklich nicht viel. Man sah es kaum.

Und als der Tag endlich kam, war herrlichster Sonnenschein. Es sollte also wohl sein.

Als sie sich ihr Mittag gekocht hatte, fing sie an, sich zu putzen, und als sie fertig war, mit dem neuen Hute, den sie sich gemacht, gefiel sie sich sehr gut.

Die Trauerzeit hatte ihrem Gesichte etwas weich sentimentales verliehen, das ihr gut stand, und die Freude, daß sie sich wohl sehen lassen konnte, verschönte ihr Gesicht noch mehr, daß sie in eine ganz gehobene Stimmung geriet.

An der Jannowitzbrücke, in dem lebensgefährlichen Gedränge, konnte sie ihre Freundin erst nach einigem suchen finden. Dann fuhren sie von Belvedere mit einem großen, menschenüberfüllten Sterndampfer die Spree hinauf.

Wie ihr das Herz schlug, als sie über den Steg den Dampfer betrat und ganz vorn zwischen den engen Bänken eingeklemmt saß. Sie war noch nie Wasser gefahren. Die Mutter hatte eine scheue Angst vor dem Wasser gehabt und es ihr niemals erlaubt, nie auch mit einem großen Dampfer.

Nun fuhr sie zum ersten male, und als das Schiff sich in Bewegung setzte, von der Abfahrtsstelle sich löste und unter der Brücke durchglitt, an den roten, in die Spree gebauten Pfeilern der Stadtbahnbögen hin, vorbei an den riesigen Gasometern, den hohen Speichern, alle Augenblicke mit Geklingel und dem niedergelegten Schornstein unter einer Brücke durch, wo die Jungens sich über das Geländer legten und mit wonnigem Grinsen herunterspuckten, sodaß sich die Damen niederduckten, die Herren machtlos drohten — als der Fluß an der Ringbahnbrücke sich dehnte und

weitete, und die ersten grünen Büsche und Bäume auftauchten, da überkam Betty ein wonniges Gefühl der Freiheit, die erste Empfindung voller Lebensfreude.

Auf dem Dampfer war alles in hellen Kleidern, die Hüte bildeten ein großes Blumenfeld, und über der Menschenmasse schwankten die bunten Sonnenschirme.

Alle Lokale, wo der Dampfer hielt, waren überfüllt mit einer lachenden, sich vergnügenden Menschenmenge; und immer weiter ging es den Fluß hinauf, an den kleinen buschigen Inseln bei Treptow vorbei, wo man die Liebesinsel im Rummelsburger See liegen sehen konnte.

Liebesinsel! wie sie das lächelnd in Gedanken vor sich hinsagte.

Bald links bald rechts dehnte sich jetzt der Wald, endlich kam eine große braune Holzbrücke, und dann an einer Flußbiegung in Hasselwerder stiegen sie aus.

Zufällig standen an einem Tische dicht am Wasser die Leute auf, und nun hatten sie den schönsten Platz, konnten den ganzen Fluß übersehen, die Felder drüben und den Wald, und von Wilhelminenhof herüber trug

der leichte Wind die Musik her, während unaufhörlich an der Krümmung des Flusses die weißen Passagierdampfer klingelten und Ruderjollen, Sports- und Segelboote mit ihren frischen, weißen Leinwandflächen an einander vorüberglitten.

Sie blieben lange sitzen und fütterten die kleinen Fische, die sich in dichtem Knäuel auf jeden Krumen stürzten, kleine graue Plötzen mit ihrem silberschuppigen Bauche und den rötlichen Flossen, gefleckte Gründlinge und schiefmäulige Ikelei, diese tausende von winzigen Weißfischen, die sich hier beutegierig am Lokal aufhielten.

Dann standen sie auf und schlenderten auf dem Wiesenwege am Flusse hin, rechts immer den Wald mit den dünnstämmigen Föhren, wo überall Familien lagerten, die mitgeschleppten Stullen kauten und den kalten Kaffee aus Weinflaschen dazu tranken.

Bei Sedan, wo die alten, hohen Föhren stehen, waren ganze Gesellschaften, die hier spielten: Zeck und dritten abschlagen, oder auch auf einer freieren Stelle mit Reifen warfen.

Der Moosboden war mit Einwickelpapier ganz besäet, aber das störte hier niemand.

Die Sonne stand schon tief hinter dem Walde, und eine erfrischende Kühle wehte vom Wasser her.

Die Wolken färbten sich purpurn, und der Abend kam, ein lauer Sommerabend, der alle Glieder löste.

In einem unbeholfenen Kahne ließen sie sich nach Wilhelminenhof übersetzen.

Hinten am Hause wurde der neue Tanzsaal gebaut. Deshalb war inzwischen auf der Wiese ein mächtiger, offener Holzbau errichtet, wo die Paare auf den schlechtgefügten Brettern herumhüpften. Auf einer Estrade machte ein kleines Orchester Musik: Klavier, Cello, Geige und die quiekende Klarinette.

Das Lokal war erst seit kurzer Zeit eröffnet. Das alte schloßartige Häuschen hinter dem hohen Eisengitter, das sich am Wasser hinzog, und der hübsche Park mit seinen Fliederbüschen, Trauereschen und stämmigen hochragenden Bäumen waren noch in der Umwandlung begriffen, allein Betty mußte mit ihrer Freundin lange suchen, bis sie an einem Tische noch zwei Stühle fanden, so voll war es.

Sie konnten nur die Köpfe der tanzenden Paare sehen, bis sie die Stufen hinaufgingen und zusahen.

Ein Ruderer in weißer Wolljacke, das Monogramm riesengroß und rot vorn auf der Brust, holte sich die Freundin zum Tanze. Betty blieb allein, sie hatte vorher zweimal eine Aufforderung abgeschlagen. Jetzt, wo sie allein stand, kam wieder ein Herr.

Er sagte nur: Darf ich bitten, mein Fräulein, dann faßte er sie ohne weiteres um und tanzte mit ihr, den ganzen Tanz, ohne aufhören, daß ihr ganz schwindelig ward.

Sie hatte gar keine Zeit gehabt, nein zu sagen, gerade als sie sich überlegte, ob sie nicht einmal tanzen sollte. Es kribbelte ihr in den Füßen, und sie wartete nur, daß Martha wiederkommen sollte, um mit ihr zu tanzen.

Der Walzer war aus, der Herr hatte ihr den Arm gegeben, Betty sah sich eifrig nach Martha um, dann erst warf sie einen scheuen Blick auf den Herrn, der sie zum Tanze geführt hatte.

Er gefiel ihr, auf den ersten Blick gefiel er ihr, in seinem schlicht grauen Anzuge, mit dem hellen runden Strohhute, eine weiße Blume im Knopfloch, den blonden Schnurrbart fesch aufgedreht.

Die grauen Augen, die keck überlegen in die Welt blickten, imponierten ihr am meisten, — und zum ersten male fühlte sie einem Manne gegenüber eine nicht zu bannende Unruhe, die ihr Blut schneller schlagen ließ.

Er fing an mit ihr zu plaudern, und so tanzten sie zum zweiten und dritten male.

Von Martha war nichts zu sehen. Sie kehrten an den Tisch zurück, ihr Tänzer bat, ob er sich mit hinsetzen durfte, und sie warteten. Als die Freundin nicht kam, gingen sie wieder tanzen. —

Der Sommerabend, das ungewohnte Bier, das sie getrunken hatte, brachte sie in einen süßen Rausch. Sie hatte eigentlich noch nie mit einem Herrn getanzt, alle Jahr nur ein oder zweimal mit einer Freundin.

Sie war im Taumel und gab sich ganz dem Genusse hin, sodaß sie sich voller Wonne fester umfassen ließ, während sie sich an ihres Tänzers Brust schmiegte. Und das Parfüm, das seinem Rock anhaftete, sog sie begierig ein, und alles an ihm, sein Aussehen, wie er sie hielt, wie er mit ihr sprach und tanzte, schien ihr so vornehm, daß sie im Märchen zu leben glaubte.

Sie vergaß, daß sie eine kleine Putzmacherin war bei J. Samuelsohn in der Lothringerstraße. Sie kam sich wie ein Fräulein vor aus einem der vielen Romane, die sie gelesen.

Sie wehrte ihrem Tänzer nicht, wenn er den Arm um ihren Leib behielt, auch wenn der Tanz zu Ende war, sie schmiegte sich an, aber mit mädchenhafter Scheu, weil ihr das Gefühl ganz ungewohnt war. Eine neue, ungeahnte Welt that sich vor ihr auf. All ihre traurigen Gedanken verflüchtigten sich, sie dachte nicht an ihre Mutter, nicht an ihre Freundin, sie hatte das kleine Stübchen vergessen, in dem sie die langen Monate trauernd allein gesessen und geweint hatte.

Ihr Blut schlug, sie trank weiter und lachte, und ihr schien als ob dieses Wohlgefühl nun immer dauern würde und nie, nie enden könnte.

Und ein Gefühl der Dankbarkeit überkam sie gegen den Mann, der diese beseligende Empfindung in ihr erweckt hatte, daß sie bereit war, alles für ihn zu thun, daß sie suchte, womit sie sich ihm erkenntlich zeigen konnte.

Sie hatte von ihrem Leben erzählt, wie sie mit ihrer Mutter gelebt hatte, und wie sie jetzt ganz allein dastand, und niemanden hatte auf der weiten Welt, keine Verwandte, keinen Menschen.

Von ihm wußte sie bald, daß er Karl Meiners hieß, Beuthstraße drei wohnte und in einem Bankgeschäfte als Buchhalter sei.

Das imponierte ihr nicht wenig. Dem ganzen Auftreten nach mußte er reich sein, hatte er ihr doch warmes Abendbrot kommen lassen, trotzdem sie nichts wollte, höchstens ein Butterbrot. Aber sie mußte, sonst aß auch er nicht.

Sie sah sich nicht mehr nach Martha um, sie war sogar froh, daß sie nicht wiederkam. —

Ueberall waren jetzt die Lichter angezündet, aber in der warmen Nacht verloren sich die hellen Flecke, und die Wege hinten im Garten waren geheimnisvoll dunkel mit den schwarzen rauschenden Gebüschen und den stillen hochragenden Bäumen, durch die der Nachthauch leise raunte.

Sie gingen über die kleine Brücke aus gespenstisch weißen Birkenästen an dem alten Schloßteiche hin,

auf dem eine Decke von grünen Teichlinsen schwamm, daß nur einzelne Streifen des dunklen Wassers sichtbar waren, dann die gewundenen Wege in dem Waldparke, unter den hohen Eichen und Ebereschen, wieder auf die Wiese, wo allerhand Buden standen, Karousells, Rutschbahnen und Spielbuden.

Ohne daß sie ihm wehrte, lag sein Arm um ihrer Schulter, und so gingen sie in die Nacht, während er ihr leise die ersten Liebesworte zuflüsterte, unbekannte berauschende Worte, die sie durchschauerten, die sie mit offnen Lippen wie ein vor Durst verschmachtender einsog.

Sie begegneten anderen Liebespaaren, die mit heimlichem Getuschel ihnen auszuweichen suchten.

Ueber ihnen spannte sich weit der Himmel mit den flimmernden Sternen, und jenseits des Flusses, wie zwischen den Bäumen hängend, stand die schmale Sichel des Mondes.

Die Musik von dem Tanzzelte verklang in der Nacht, vom Flusse her tönte das warnende Geklingel der Dampfboote, vor ihnen aber dehnten sich die weiten, schweigenden Felder, über die weiße Nachtschmetterlinge wie trunken hintaumelten.

Er streichelte jetzt mit der Hand, die um ihrer Schulter lag, sanft ihre Wangen, daß es sie durchrieselte, dann blieb er stehen und zog sie an sich, hob ihren Kopf und küßte sie langsam, erst ihre Augen, die sie schloß, um sich ganz hingeben zu können, dann fühlte sie seinen Mund weich auf dem ihren, daß ihre Finger sich in seine Kleider klammerten, weil sie vor süßer Schwäche umzusinken drohte.

Dann aber faßte sie sich Mut und küßte ihn wieder mit ausbrechender Leidenschaft, mit der Wildheit ihrer liebeleeren dreiundzwanzig Jahre.

Und die Thränen stiegen ihr auf, daß sie nur mit Mühe ihr schluchzen verhielt.

Alles war vergessen vor dieser neuen Empfindung, vor diesem Glücksrausche, der wie ein sengender Glutstrom über sie gekommen war, daß sie gar keinen Halt mehr hatte.

* * *

Endlich mußten sie heimfahren. Sie saßen ganz hinten auf dem Dampfer, wo ein paar Stufen hinabführten, dicht über dem Wasser, das hier von der Schraube wie toll zu weiß schäumendem Gischt durcheinander geschleudert wurde.

Eng aneinandergeschmiegt, sahen sie die Ufer zurückweichen. Sie glitten vorüber an erleuchteten Lokalen, wo ungeduldige, schwarze Menschenmassen sich an den Landungsbrücken drängten, dann überholten sie kleinere Dampfer, von denen Musik schallte; die heim eilenden, schlanken Ruderboote blieben hinter ihnen zurück — so näherten sie sich der Stadt, ganz langsam zwischen den Brücken durchfahrend, wo vor ihnen die weißen, grünen, und roten Lichter wie eine Illumination standen, — über dem ganzen, Mond gleich, im Dämmer auftauchend, hoch die Uhr vom Rathause.

Die Eisenbahnzüge rollten mit ihren hellen Fensterreihen über die im Wasser stehenden Stadtbahnbögen hin, dann legte der Dampfer am Belvedere an.

Als sie oben auf der Straße standen, war ihr ganz taumelig, daß sie sich an ihm halten mußte, und dabei wußte sie gar nicht, wo sie war.

— Wohin gehen wir denn? fragte sie endlich und blieb stehen.

— Zu mir.

— Nein, nein! —

— Ich bitte dich ....

— O Gott, nein! — Bring' mich nach Haus.

Sie flehte so voll Angst, daß er schließlich nachgab, und mit ihr ging; aber nun bat er, daß er noch mit zu ihr hinaufkommen durfte, nur für einen Augenblick, nur daß er sah, wo sie wohnte.

All ihre Kraft mußte sie zusammennehmen, um ihm zu widerstehen, um seinem schmeicheln und bitten nicht zu erliegen.

Er hatte am Abend davon gesprochen, daß er des alleinseins müde sei, daß er gern eine kleine Frau hätte, aber eine richtige Frau — ernähren konnte er sie schon. Aber er hatte noch immer nicht gefunden.

Jetzt warf er ihr vor, daß sie ihn nicht gern habe, ihn nicht liebe. Es war schade, daß er sich so gründlich in ihr geirrt hatte.

Das verwirrte Mädchen stand diesen Vorwürfen machtlos gegenüber, ohne recht zu verstehen, ohne sie zu prüfen.

Sie fühlte nur, daß wenn er es gut mit ihr meinte, er das nicht von ihr verlangen konnte, und doch begriff sie seinen Wunsch, der tiefversteckt auch der ihre war, allein sie blieb standhaft. Die alten

Lehren ihrer Mutter, die strenge Erziehung waren stärker als ihr wild tobendes Blut, und sie schüttelte immer den Kopf, nur heute nicht. Es war alles so plötzlich gekommen, nur heute nicht.

Die frische Nachtluft und die Kühle auf dem Wasser, diese stundenlange Fahrt hatte sie ernüchtert, daß sie ruhiger dachte, daß sie die Gefahr ahnte, und dann war sie müde, zum umfallen müde, und jedes Gefühl in ihr war stumpf geworden.

Sie glaubte ihm ja, glaubte, daß er es ehrlich mit ihr meinte, daß er sie nicht ins Unglück stürzen wollte, daß er sie heiraten würde, aber sie konnte nicht, sie durfte es nicht; er durfte nicht mit hinauf in das Stübchen, wo sie ihre Mutter verloren hatte.

Er gab es auf, unmutig und wurde kalt; aber nun schmeichelte sie sich an, überschüttete ihn mit Liebkosungen, damit er nur nicht böse war; doch er blieb kühl, und nachdem sie verabredet hatten, sich am folgenden Abend um acht Uhr am Oranienburgerthore zu treffen, ging er, nach langer, inniger Umarmung ihrerseits, aus der er sich rasch und enttäuscht frei machte, als er sah, daß seine Versuche umsonst waren.

Sie blieb noch vor dem Hause stehen, um ihm nachzublicken, aber dann sah sie den Wächter um die Straßenecke kommen, und sie huschte rasch ins Haus und schloß die schwere Thür zweimal um.

Im dunklen Hausflur hatte sie die Empfindung, daß sie wieder aufschließen müsse und ihm noch etwas sagen, aber der Wächter stand vor der Thür — und dann wollten sie sich ja auch morgen treffen.

So tappte sie sich im Dunkel die engen Treppen hinauf, bis sie in ihrer Behausung war.

Am Fenster bog sie die Blumen beiseite und versuchte die Straße entlang zu sehen, aber sie lag öde und verlassen, nur die Gasflammen bildeten zwei zusammenlaufende Linien.

Sie zündete die Lampe an, setzte sich in eine Sofaecke und überdachte den Tag.

Plötzlich überfiel sie der Schreck: wenn er nun doch böse war, wenn sie unklug gehandelt hatte und er jetzt nichts mehr von ihr wissen wollte — es überlief sie siedend heiß, daß ihr der Atem ausging, daß sie um sich tastete, sie wollte hinaus, ihm nach, ihn zurückholen — aber dann lächelte sie. Er liebte sie doch, und es war alles gut.

Nun entkleidete sie sich hastig, und rasch ins Bett und die große Decke über die Ohren gezogen. Die Lampe ließ sie noch brennen. Ihr schien, daß sie dann nicht so allein sei.

Sie hatte gar nicht nach ihrem Hansi gesehen. Das war ihr noch nie passiert, nun aber blieb sie liegen, ihr war zu wohlig.

Und eine späte Sehnsucht, der Rausch wie am Abend draußen unter den dunklen Bäumen, stieg in ihr auf, — sie kam sich so thöricht vor, daß sie ihn fortgeschickt hatte. Nun konnte er hier sein, und er würde sie küssen und herzen, — er konnte bei ihr sein, aber sie selbst hatte nicht wollen.

Sie fühlte seine Küsse wieder, seine brennenden Küsse als sie am Wasser gegangen waren. Alles in ihr bäumte sich auf, alles rief nach ihm; sie hatte keinen anderen Gedanken mehr, als ihm anzugehören, sich ihm hinzugeben, damit das tobende Blut zur Ruhe kam, das heiße Blut, das sie nicht liegen ließ, sodaß sie mit den Händen in ihr Bett faßte, und die Kissen gegen ihre Brust preßte, nur um die Leere in ihren Armen auszufüllen.

Ihr war, als stehe er an ihrem Bette und strecke die Hand nach ihr aus, ihr schauderte, die Sinne vergingen ihr, — da riß sie die Augen weit auf und sah in die leere Stube. Das grelle Licht that ihr weh, alles that ihr weh, und sie fing an zu weinen, setzte sich in den Kissen auf, und ohne die Hand an die Augen zu bringen, ließ sie ihren Thränen freien Lauf und schluchzte, überwältigt von dem trostlosen Gefühle des verlassenseins, gepeinigt von dem Gedanken, daß sie selbst es nicht anders hatte haben wollen.

Sie fand keinen Schlaf, sie erstickte in den heißen Federn und stand auf, um mit nackten Füßen auf dem kahlen Fußboden hin- und herzugehen; dann wieder legte sie sich hin, stand wieder auf, und erst als der erste graue Tagesschein durch die Blumen flimmerte, fiel sie in wirre Träume, Träume voller Wonne und Schrecken, deren schwüle Fieberhitze ihr den ganzen Tag nicht aus den Gliedern wich.

Sie erwachte mit dem Gedanken an den kommenden Abend, sie dachte an nichts, als daß sie sich um acht Uhr treffen wollten, daß sie ihn dann endlich wiedersah.

Sie schien sich selbst eine ganz andere.

Ein Mann hatte sie geküßt und nun würde sie seine Frau werden. Frau, — dieses Ziel aller Wünsche, die Sehnsucht, die alle beherrschte, daß sie blind wurden und ohne zu bedenken ihr Lebensglück hingaben, nur damit man sie mit Frau anredete, damit sie im weißen Kleide und langem Schleier aus der ärmlichen Hinterstube für eine halbe Stunde in eine feine Kutsche mit galoniertem Diener steigen konnten, für einen Tag der Neid und die Bewunderung der Einwohner von drei oder vier Häusern, aus denen die Klatschbasen und die neugierigen Kinder zusammenliefen, um vor der Thür bis zum Wagen, fünf Schritte lang, Spalier zu bilden.

Im Geschäft sahen die anderen Mädchen sie verwundert an. Sie sah ganz anders aus, lächelte still vor sich hin, und saß da, ohne etwas zu thun, die Arbeit im Schoße, die sonst die fleißigste war.

Alle Fragen wehrte sie sanft lächelnd ab, bis die große Minna sich laut dahin entschied: entweder müsse die Betty das große Loos gewonnen haben oder aber sie sei verliebt.

Darauf hin bekam die Minna zu ihrem Schreck

nur einen verstohlen freundlichen Blick, und nun hielt auch die Martha nicht mehr hinter dem Berge. Sie hatte wohl gesehen, wie der feine Herr sich gestern um sie gehabt hatte. Deshalb hatte sie sich auch gedrückt, und weil sie einen alten Freund getroffen hatte, der freilich nicht so vornehm thun konnte.

— Jott sei Dank, rief die Minna, nu fällt die hochnäsige Betty ooch mal rein.

— Ich bin nich hochnäsig und rein fallen giebt es nicht.

— Nana, blos nicht stolz dhun. Wat der von Ihnen woll will, heiraten jewiß nich.

— So? wenn nun aber doch.

— Nu seh eener det Kind. Hat Heiratsjedanken, en junger Mann heutzudage un heiraten. Scheibe!

— Das werden wir ja sehn.

— Aber Mächen, ick kenn doch die Männer. Sich blos nich dumm machen lassen. Is der Hochzeitsdag schon festjesetzt?

— Mit Ihnen rede ich ja garnicht.

— Na denn nich, liebe Maus. Ick hab's man jut jemeent. Die Männer sind alle Aasbande.

Sie konnte über diese Reden nicht einmal böse werden, sie lächelte nur und ließ sie schwatzen. —

Der Tag schien ihr endlos lang. Sie fragten sie am Nachmittag aus, was sie von ihm wußte; und um ihnen zu beweisen, daß er es ehrlich meinte, warf sie ihnen stolz hin, was er war, wo er wohnte, und auch daß sie sich heute treffen würden; nur wo, das sagte sie nicht.

— Na, denn wünsch' ich ooch viel Jlück, sagte Minna, zur Hochzeit ladt ihr mir ja doch nich inn, meinen Sejen habt ihr. — Det wär ja noch scheener, fügte sie hinzu als Betty draußen war, wenn det pucklichte Fratz et zur Frau bringen würde. So blau! —

Betty hatte sich eine gute Blouse mit ins Geschäft gebracht, und ehe sie fortging, hatte sie sich von Martha helfen lassen, daß alles an ihr in Ordnung war.

Zehn Minuten nach acht stand sie auf dem kleinen Inselperron am Oranienburgerthore, an dem roten Pferdebahnpfahle, als ob sie auf einen Wagen warte.

Um ein viertel wollte er kommen.

Der Zeiger der Normaluhr rückte weiter und weiter und zeigte gleich halb neun.

Wahrscheinlich konnte er so früh nicht kommen; eine aufsteigende leise Besorgnis ließ ihr Herz schneller schlagen, aber es war wohl nur die Sehnsucht der Erwartung.

Ein Wagen der Pferdebahn nach dem anderen hielt, zuweilen sah ein Schaffner fragend nach ihr hin, ob sie mit wollte.

Immer andere Menschen standen neben ihr. Einmal drückte sich ein Herr witternd um sie herum. Aber da sie fortsah, ging er unschlüssig weiter.

In der Elsasserstraße, vor den Reihen der Cafés chantants, wo meist draußen ein Schwarzer in seltsamer Livree stand, flammten die elektrischen Lampen auf, und die Mädchen aus dem Viertel des Stettiner Bahnhofes, immer eine ein paar Schritt neben oder hinter der anderen, während sie sich zuriefen, fingen an, Karousell um das Häuserviereck des einstigen Borsig'schen Grundstückes zu laufen.

Eine mit einem riesengroßen weißen Federhute, tauchte schon zum dritten male an der Elsasserstraße auf und bog, den Schirm im Arm mit schwänzelndem Kleide in die Chausseestraße. Die war ihr gleich aufgefallen. —

Nun wurde es ganz Nacht, und die Angst kroch ihr näher, die Angst: er könne nicht kommen, dazu das Grauen, am Abend spät allein hier auf der Straße zu stehen.

Vielleicht hatte er ihr abgeschrieben, daran hatte sie garnicht gedacht; und der Brief steckte nun bei ihr zu Haus im Kasten.

Allein sie hatte nicht den Mut fortzugehen. Vielleicht kam er noch, und sie wartete weiter, fiebernd, und nur mit Mühe hielt sie die Thränen.

Sie war auf- und abgegangen, mehrmals hinüber nach der Oranienburgerstraße, ob er vielleicht dort stand, aber immer kehrte sie rasch wieder zurück.

Jetzt war es zehn Uhr geworden. Zwei Stunden wartete sie nun.

Es fing an, fein zu regnen. Anfangs achtete sie garnicht darauf, dann spannte sie den hellen Sonnenschirm auf, den sie am Mittag mitgenommen hatte, und so stand sie und konnte sich nicht zum gehen entschließen, bis zwei angezechte Herren sie anredeten.

Da ging sie endlich, denn es regnete immer heftiger und ihr Kleid war schon ganz naß.

Aber immer wieder blieb sie stehen, kehrte zurück, bis ihre Angst zu groß ward, sie ging nochmals nach dem Mittelplatze, und nahm endlich eine Pferdebahn, um nach Hause zu fahren.

Als sie das Streichholz anritschte und den Briefkasten leer fand, war sie ganz fassungslos.

Am liebsten wäre sie wieder hinausgelaufen auf die Straße, aber nun blitzte es von allen Seiten auf, und ein klatschender Gewitterregen brach los, der die ganze Nacht fortdauerte.

Sie lag wachend und weinend, und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie ihn vertrieben, daß sie so ihr Glück verscherzt hatte.

Aber ganz hoffnungslos war sie nicht. Vielleicht wollte er sie nur ein wenig ärgern, oder er hatte im letzten Augenblicke nicht kommen und auch nicht absagen können, und morgen früh würde ein Brief da sein.

Am liebsten wäre sie aufgestanden und hätte ihm einen langen Brief geschrieben; sie überlegte, wie sie wohl schreiben sollte, aber sie fürchtete, daß das Gewitter wieder näher kommen könne und kroch unter die Decke, um das letzte Wetterleuchten nicht zu sehen. —

Am andern Morgen war kein Brief da, und nun fand sie nicht den Mut ins Geschäft zu gehen. Sie wußte, daß sie sich nicht beherrschen konnte. Sie würden sicher fragen, und sie hätte sich gleich verraten.

Als der Junge mit den Entschuldigungszeilen, daß sie nicht wohl sei, dort ankam, sagte die Minna grinsend:

— Jaja, heiraten is janich so leicht, wenn man's nich jewöhnt is.

Wie hätten sie sich über sie lustig gemacht, daß sie sich gestern Abend hatte versetzen lassen.

Um die Mittagszeit stand ihr Entschluß fest. Sie setzte sich hin und versuchte einen Brief zusammenzubringen, unbeholfen und mit ewigen Wiederholungen und voller Entschuldigung: er möge ihr doch wieder gut sein, und heute Abend kommen.

Sie war entschlossen, vor nichts zurückzuschrecken, um ihn an sich zu fesseln, sie dachte an nichts als an ihre Liebe; und nach langem schwanken hielt sie es für das einzig richtige, den Brief selbst abzugeben, damit er ja in seine Hände kam.

Im geheimen hatte sie dabei das wonnige Angstgefühl, er könne zu Hause sein. Dann war alles gut.

Sie machte einen riesigen Umweg zur Beuthstraße, wo er wohnte, damit sie nicht etwa jemanden aus dem Geschäfte traf.

Als sie aber vor dem Hause stand, fehlte ihr der Mut, sie wollte den Brief schon einem Dienstmann geben, da erinnerte sie sich, daß für sie alles auf dem Spiele stand, und sie ging hinein.

Erst suchte sie an allen Thüren, ohne zu finden. Auf dem Hofe stand der Portier, die Schusterschürze vor:

— Na, Fräuleinchen, wen suchen wir denn? . .

Da der Mann freundlich aussah, sagte sie, daß sie im Auftrage käme, um Herrn Karl Meiners eine wichtige Bestellung zu machen.

— Der wohnt hier aber nich im Hause.

Nein, sie irrte sich nicht, es mußte hier recht sein; und sie versprach ihm eine Mark, wenn er bei allen, aber auch allen Leuten mal nachfragen wollte.

— Na denn jehn Sie man mal rein bei meine Frau, det wer'n wir bald haben.

Sie ging also in den engen Laden, wo es so scharf nach Leder roch und wo die junge Frau aufräumte, während ein kleines, blondes Mädchen am

Boden herumrutschte, das sich nun neben sie hinhockte und ihr die zerrissene Puppe ohne Kopf hinhielt.

Es schien ihr eine Ewigkeit, bis der Portier wiederkam.

— Nee, Freileinchen, davon weeß keen Mensch, ick habe allens durchgefragt. Wat is Ihnen denn? Mutter, komm mal schnell!

— Ach ein Glas Wasser bitte; mir ist nur so heiß.

— Jaja, die Hitze heute. Das nimmt en armen Menschen mit.

Nun stand sie wieder auf der Straße, den Brief in der Hand und wußte im ersten Augenblick nicht, was sie thun sollte.

Dann fiel ihr ein, daß er davon gesprochen, er sei in einem Bankgeschäft der Französischen Straße.

Ein junger Mann, den sie nach langem zaudern im Geschäft endlich fragte, schüttelte den Kopf. Ein älterer Angestellter kam hinzu: ein Herr des Namens war auch in den letzten sechs Jahren nicht im Geschäft gewesen, das mußte wohl ein Irrtum sein. —

Wie sie nach Hause gekommen war, wußte sie nicht mehr. Stumpf vor sich hinbrütend saß sie bis

zum Abend, dann um dreiviertel acht war sie am Oranienburgerthore.

Und wieder wartete sie, bis es Nacht wurde. Heute aber sah sie nichts von allem, was um sie herum vorging; sie rührte sich nicht von der Stelle.

Als es zehn Uhr war, ging sie nach Hause. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß keine Nachricht da war, litt es sie nicht in der engen Stube. Sie drohte zu ersticken, sie mußte hinaus, und lief die Straßen hin, ohne rechts oder links zu sehen, ohne überhaupt zu wissen, wo sie sich befand.

Sie mußte gehen, wollte sich Bewegung machen, um nicht zu denken. Und dabei dachte sie beständig daran, wie anders alles sein könnte, wenn sie der Stimme ihres Blutes gefolgt wäre, wenn sie wenigstens *einmal* in ihrem Leben erfahren, was Liebe war, mochte hernach kommen was wollte.

Die ersten Küsse hatten alles in ihr in Aufruhr gebracht, und sie verzehrte sich in Sehnsucht.

Und dann kam die Scham. Was würden die andern Mädchen sagen, wie würde sie ausgelacht werden. Das vergaßen sie niemals, und sie selbst

konnte es auch nicht vergessen, wie sie sich in haltlos thörichte Zukunftsträume eingewiegt hatte, die nun so plötzlich sich in nichts verflüchtigt.

Im alten Geschäfte war ihres bleibens nicht mehr; und dabei hatte sie Furcht, in neue, unbekannte Verhältnisse hineinzukommen.

Sie hatte keinen Wunsch mehr, sie wollte nur Ruhe haben, Ruhe und Schlaf; und ein Ekel faßte sie, die bittere Unlust weiter zu leben, einsam sich hin zu quälen ohne Ziel, — ohne Liebe.

Sie blieb stehen und sah sich um. Sie wußte nicht, wo sie sich befand, sie sah nur zu ihren Füßen den Fluß, geheimnisvoll schwarz, eine ruhige öde Fläche, auf der leise die langen Lichter vom andern Ufer tanzten.

Das dunkle Wasser zog sie lockend an. Sie trat dicht an die Böschung des Flusses, den hier kein Geländer von der Straße schied. Ein Schritt, und sie war frei von allen Sorgen, von aller Qual. —

Ein paar Schiffer am anderen Ufer hatten das aufklatschen des Wassers gehört und kamen eilends mit ihrem Handkahn heran.

Leute sammelten sich rasch am Ufer.

Es war nichts mehr zu sehen, nur kleine kurze Wellen schlugen unruhig an die Steinböschung.

Die Schiffer fingen an mit ihren langen Stangen zu suchen. Nach einer halben Stunde fanden sie den Körper.

* * *

Die lange Minna, die sich erboten hatte, die Leiche zu rekognoszieren, erzählte den andern Mädchen, wie blaß und friedlich die Betty dagelegen hatte:

— En bischen überspannt war se ja immer, aber wozu se eigentlich ins Wasser jegangen is, det möchte ick nu doch en jebildeten Menschen fragen. Zu dumm! . . .

Das Kätzchen

Ein altdeutsch eingerichtetes, braungetäfeltes Eßzimmer.

Die junge Frau lehnt sich behaglich zurück und schält langsam eine große, gelbe Birne. Dann schneidet sie die saftige Frucht in Scheiben und reicht ihrem Gatten das schönste Stück. Er lächelt und küßt ihr dankend die Hand. Nun erheben sie sich vom Tische, wobei die junge Frau ein silbernes Messer und noch ein paar Früchte nimmt, um sie im gehen zu schälen, wie ihr das in ihrer jungen, nach Wochen zählenden Ehe schon zur Gewohnheit geworden ist.

Die beiden gehen in den großen Salon nebenan. Er öffnet die Fenster und läßt die Jalousieen herab,

daß kein Sonnenstrahl in das Gemach schlüpfen kann und eine leichte, angenehme Dämmerung darin herrscht. Vom Garten her weht durch die geöffneten Fenster süßer Blumenduft, und eintönig plätschert die kleine Fontaine.

Sie hat sich auf ein Ruhebett gestreckt und ein Buch zur Hand genommen, das sie seit vierzehn Tagen regelmäßig ergreift, ohne daß sie noch drei Gedichte der Sammlung gelesen hat.

Im Eßzimmer deckt das Mädchen ab und klirrt mit Tellern und Gläsern.

Die Thür steht halb offen und die kleine schneeweiße Miez, die Georg ihr vorgestern zum Geschenk gemacht hat und um die sich jetzt all ihre Gedanken drehen, lugt durch die Thürspalte, maut leise und tappt dann vorsichtig über den weichen Smyrna-Teppich. Den weißen Schwanz, der nur am äußersten Ende tiefschwarz gefärbt ist, was dem Kätzchen ein gar possierliches Aussehen giebt, hält sie starr empor und nur das kleine schwarze Endchen ist in unruhig drehender und schlagender Bewegung.

So schreitet das Kätzchen bis zu seiner Herrin, schaut zu ihr empor, und als diese es mit einem:

Komm, Miezchen! an sich lockt, springt das Tierchen mit einem leichten Satze zu ihr auf, und über die junge Frau behutsam hinwegsteigend, wühlt es sich zwischen ihr und der Lehne ein, indem es den Kopf zwischen die Pfoten einzieht.

— Sieh doch nur, Georg, wie reizend! Die Miez ist zu süß.

Der junge Gatte ist langsam, sich eine Cigarette anzündend, auf und abgewandert, nachdem er die Zeitung, in der wieder nichts steht, fortgelegt hat. Jetzt bleibt er vor der jungen Frau stehen und bewundert pflichtschuldigst das Genrebild, das sich ihm darbietet.

— Mein Mäuschen ist noch viel süßer und reizender.

Und er beugt sich zu ihr nieder und küßt sein Weib innig auf die frischen Lippen.

Sie läßt ihn mit dem einen Kusse nicht, sondern zieht ihn noch einmal zu sich.

Das Kätzchen liegt mit halbgeschlossenen Augen und spinnt leise knurrend.

Dann kommt das Mädchen und bringt wie alltäglich den Kaffee, den sie gewohnt sind, im Salon zu nehmen.

— Bleib nur liegen, ich werde dich bedienen.

Sie lächelt und lehnt sich zurück, ihren Mann beobachtend, der aus dem silbernen Kännchen den braunen Trank in die zierlichen Tassen schenkt, ihn zuckert und ein wenig Sahne dazu schüttet. Dann bringt er ihr das Täßchen und rückt den Bauerntisch, daß sie es mühelos erreichen kann. Nun geht er noch einmal in das Eßzimmer, schaut nach, ob das Mädchen fertig ist, damit sie bei ihrer Siesta nicht gestört werden.

Er rückt sich neben das Ruhebett ein niederes Tabouret und zu seiner jungen Frau aufschauend, führt er den heißen, dunklen Trank an die Lippen, unachtsam, daß er sich beinah die Zunge verbrannt hätte.

— O du Ungeduld, hast du dir weh' gethan? — Laß es mich heilen.

Und sie küßt ihn mit spitzem Mäulchen auf die Lippe.

Er erhebt sich und setzt sich mit auf die Chaiselongue.

Um ihm Platz zu machen, weicht sie ein bischen zurück und hätte damit beinah das Kätzchen erdrückt, das sich jetzt aufrichtet und einen unzufriedenen Buckel macht, als sei es entsetzlich schläfrig.

Es steht jetzt ganz auf ihren Kleidern und reibt sich schnurrend den Kopf an ihren Knieen.

Dann scheint ihr auch das nicht zu genügen, sie ringelt den Schwanz um sich selbst und beginnt sich zu putzen.

Die beiden schauen ihr eine Weile zu.

Endlich sagt Emmy:

— Sieh nur, wie sie sich hübsch macht, als bekäme sie Besuch, und da sagt man nun, wir Frauen seien eitel und putzsüchtig. So weit haben wir es doch noch nicht gebracht. Die Miez thut wirklich den ganzen Tag nichts anderes als sich hübsch machen.

— Ja, mein Mäuschen hat das auch nicht nötig. Es ist so wie so hübsch genug, viel zu hübsch eigentlich.

— Du alter Spötter du. — Du bist es gar nicht wert, solch eine nette Frau zu haben.

— Was sagst du, was? — Warte, ich werd' dich lehren.

Damit faßt er sie mit beiden Armen um den Leib und küßt sie zur Strafe, was sie sich aber gern gefallen läßt.

Dabei ist das Kätzchen in die Klemme geraten und miaut leise.

Emmy hat ihr die eine Pfote gedrückt. Sie beugt sich zu der Miez und hebt sie auf die Arme.

Georg sieht eine Weile ruhig zu, daß sie der Katze ihre Liebkosungen zu teil werden läßt. Dann erfassen ihn Ungeduld und Eifersucht.

— Laß doch die alte, dumme Katze!

Sie blickt ihn an.

— Dumme Katze? . . . meine süße Miez!

Dann aber biegt sie sich vor und sieht ihm in die Augen.

Ein neckisches Lächeln überfliegt ihre Züge.

— Was du aber für große Augen machst!

Und sie lacht laut und fröhlich auf.

— Aber Närrchen, so laß doch deine Neckereien. Deine sind genau so.

— So? — Das ist nicht wahr! gar nicht.

— Nicht? — Na warte!

Und er schlingt seine Arme um sie, daß die erschreckte Katze mit einem raschen Sprunge an der Erde ist.

Seine Liebkosungen werden verlangender und sie wehrt seinen Küssen nicht. — Da fällt ihr Blick plötzlich auf das Kätzchen, das auf einen Sessel gesprungen ist

und neugierig von dort den beiden Menschenkindern zuschaut.

Mit einem Schlag hat Emmy die halbe Betäubung abgeschüttelt. Sie richtet sich abwehrend auf, und mit der Hand auf das Kätzchen zeigend, flüstert sie mehr als sie sagt:

— Georg, das Kätzchen!

Er wendet sich um und sieht das Tier, wie es mit philosophischer Ruhe den Blick forschend auf sie gerichtet dasitzt. Das schwarze Ende des Schwanzes liegt an der linken Vorderpfote und bewegt sich unmerklich hin und her.

— Laß doch die Katze!

Aber sie wehrt ihm, und wendet blitzschnell den Kopf, daß er sie nicht küssen kann.

— Nein — Georg — laß. Erst soll die Katze hinaus.

— Dummes Zeug. Sei doch kein Närrchen!

— Georg, ich werde böse! . .

Georg erhebt sich von der Chaiselongue, auf deren Rand er gesessen.

— Weißt du, Kindchen, ich finde das komisch.

— Aber ich mag nun mal nicht. Bring' die Katze hinaus!

Er geht auf den Sessel zu und packt die Katze unbarmherzig im Genick.

— Georg! — Du thust ihr weh!

Fast wäre sie aufgesprungen, beruhigt sich aber, als ihr Gatte das Tier vorsichtiger auf den Arm nimmt und es in das Speisezimmer trägt.

Dann kommt er wieder.

Emmy sieht ihn fragend an, allein er thut nicht, als ob er es sieht, zündet sich vielmehr, lässig am Kaminsimse lehnend, eine neue Cigarette an. Er ist gestört und mißmutig.

Sie schielt zu ihm hinüber, wagt aber nichts zu sagen. Als ob die Hitze sie belästige, öffnet sie ein wenig das leichte Hauskleid, daß der weiße, schlanke Hals frei wird.

Er wirft zwar einen Blick hinüber, rührt sich aber nicht. Es ärgert ihn, daß sie vorhin so komisch gewesen ist. Sie hat ihn aus der Stimmung gebracht.

Es ist doch eine Albernheit ohnegleichen — sagt er sich im stillen — sich vor einem Kätzchen zu genieren.

— Georg!

— Ja.

Er sagt es möglichst kalt.

Emmy rückt sich auf dem Sofa zurecht.

Ihr ist unbehaglich, daß er jetzt so kühl und gleichgiltig thut.

Endlich entschließt sie sich, das erste Wort zu geben.

— Georg! — — Das Kätzchen ist nicht mehr da.

— Nun — und? . .

Sie sieht ihn ob dieser Frage lächelnd an.

Es ist doch abscheulich, sich um die dumme Katze zu zanken.

— Georg!

— Was denn — Kindchen?

Die Frage klingt schon ganz anders; einlenkend, ja freundlich schmeichelnd.

— Komm mal zu mir! So — setz' dich hier mal her.

Er thut, wie sie ihm befiehlt.

— Sag', du bist böse?

— Ja.

— Ernstlich?

— Ja, doch schon nicht mehr so schlimm.

— Um die Katze?

— Ja, denn es ist albern, daß du dich wegen des dummen Tieres so hast.

Sie legt ihm den Arm um den Hals, während sie mit der anderen Hand in seinen Haaren spielt.

— Bist du noch böse?

— Nein.

— Ach du — —

Draußen plätschert leise die Fontaine, der Duft der Blumen und die Sonnenglut zieht durch die Jalousieen. Das Buch mit seinem schönen Goldschnitt ist mit einem dumpfen Ton zur Erde gefallen, aber keines der beiden hat es gehört und gesehen.

Plötzlich tönt von nebenan ein klägliches, leises miauen.

Emmy horcht auf.

Das schreien wird immer lauter und abscheulicher, es stört sie.

Jetzt miaut das Kätzchen in der jämmerlichsten Weise, als ob es maltraitiert würde.

— Nun hör' nur die dumme Katze. Siehst du, das hast du jetzt davon.

— Ach, laß sie doch.

Sie sagt es wohl, aber das Katzengeschrei ist ihr doch peinlich. Sie kann es nicht lassen, zu lauschen.

Da klirrt es im Nebenzimmer, dann fällt etwas und zerbricht, nun heftigeres Klirren, das kein Ende nimmt; man hört, es sind Gläser, die splitternd zu Boden fallen.

Mit einer hastigen Bewegung hat sie sich aufgerichtet und ist zur Thür des Eßzimmers geeilt.

Langsamer, aber ärgerlich folgt ihr Georg.

Und da bietet sich ihnen ein trauriger Anblick. Das Kätzchen steht auf dem Buffet, mitten zwischen einer Anzahl umgeworfener kostbarer Gläser, deren Fuß zerbrochen ist, während andere ganz in Scherben am Boden liegen.

Sie hat in der kurzen Zeit eine heillose Verwüstung angerichtet. Als Georg das Unglück sieht und auf sie zueilen will, wirft sie bei dem Fluchtversuche noch einige Gläser um und versteckt sich dann unter dem Sofa.

Emmy fällt ihm in die Arme, da er mit einem: Warte, ich will dich lehren! einen Stock ergreift, als ob er die Katze totschlagen wolle.

— Laß doch das arme Tierchen. Es kann ja nichts dafür. Wir hätten sie da nicht hineinlassen sollen.

— Das kommt eben nur von deiner Albernheit. Noch heute kommt die Bestie aus dem Hause, oder ich schlage sie tot.

— Ach, bitte, nicht! — Nein — du darfst ihr nichts thun.

— So! — Und den Schaden da? — Die schönen, alten Gläser! — Die bekommen wir nie mehr wieder.

— Bitte, nicht schelten. Ich will auch artig sein. Bitte, nicht böse werden.

Aergerlich gehen sie in das Nebenzimmer, während das Mädchen, von Emmy gerufen, die Scherben aufliest.

Der ganze Nachmittag ist ihnen zerstört, und eine leise Verstimmung weicht den ganzen Tag nicht.

Das Kätzchen hält sich wohlweislich versteckt und wagt sich nicht hervor. —

*

Am andern Nachmittag aber sitzt es, mit dem schwarzen Ende seines Schwänzchens Ringe schlagend, munter auf einem Sessel im Salon.

Heute hat sie auf Emmy's eigenen Wunsch bleiben dürfen, um Georg's schlechte Laune zu heben.

Das Kätzchen hat gesiegt. —

Die Fontaine plätschert, die Blumen duften so süß, einzelne Sonnenstrahlen wie Goldfäden huschen an den Jalousieen hin, wie in einem Märchenlande. Die einschläfernd träumerische Glut eines schönen Sommernachmittags wogt draußen, im Gemache aber webt eine linde, weiche Blumenluft.

Alles scheint zu träumen . . .

Das Kätzchen aber hockt in einem tiefen Lutherstuhle, und die klugen Augen halb geschlossen, als wenn es nicht neugierig scheinen will, spinnt und schnurrt es behaglich lüstern in seinen weißen Bart.

In den Schütten

Stundenlang schon krochen wir in den Donauschütten umher, ohne zum Schuß zu kommen.

Die Hunde, von oben bis unten voller Schlamm, trotteten traurig hinter uns. Zuweilen trieben wir einen Hund in eine Schütte. Dann standen wir beide schußfertig, allein es wa nur das knisternde und brechende Röhricht, durch das der Hund sich quälte.

Die Jagd hatte gut angefangen, ich hatte gleich am Rohrgraben eine Ente geschossen und mein Kamerad wenige Minuten später, kurz hinter einander, zwei Vögel. — Dabei aber blieb es.

Die Tage vorher hatte es unaufhörlich geregnet, der Boden war durchweicht, die Donau in all ihren

toten Armen übergetreten, mit schmutzigbraunem Schlammwasser, daß es schwer war, sich in dieser Sumpf-Wildnis zurecht zu finden.

Denn es war eine Wildnis, wie ein Urwald ungangbar, ein wildes Gestrüpp von Erlen, Weiden und tausendfachen Schlinggewächsen, ein Gewirr von Röhricht und Schilfstauden, daß man jeden Augenblick in Gefahr kam, in den Sumpf zu geraten; oder aber, wenn man langsam den Windungen der Wasserarme folgte, die Richtung völlig verlor.

Ein Ueberblick war unmöglich, und wir wußten nicht mehr, wie weit wir von der Festung, noch wie weit wir von der Donau entfernt sein mochten.

Dabei fiel langsam die erste Dämmerung und es galt, aus dem Gestrüpp heraus zu kommen, denn wenn es Nacht wurde, war kaum mehr daran zu denken, daß wir uns zurechtfanden.

Wir zogen den Rucksack fester an, warfen die Büchsen um die Schulter und bahnten uns mühselig unsren Pfad, bis wir an einen offenen Platz kamen, wie es deren viele in den Schütten gab, ein großes Stück Ackerland, Kartoffeln und ein paar Stoppelfelder, aber

an der Form und ein paar mächtigen Eichen am Waldsaum erkannten wir, wo wir waren.

Wir pfiffen den Hunden, legten sie an die Leine nahmen Gewehr in Ruh und die Patronen wieder in den Gürtel, denn wir befanden uns auf fremdem Boden.

Bald hatten wir den Weg, und da es noch Tag blieb, beschlossen wir ein Viertelstündchen weiter zu gehen bis zum Flußwart, jetzt durch buschiges Gestrüpp, weil die Flächen abgeholzt waren und sich erst mit jungen Sträuchen wieder bedeckten.

Es war windstill und bald hörten wir das rauschen des Flusses, dem wir uns näherten, bis wir ihn plötzlich vor uns hatten. Wir gingen über einen schmalen, nicht meterbreiten Steindamm etwa fünf Minuten lang zwischen dem dahinrasenden Flusse links und dem alten toten Arme, der sich zu unserer rechten breitete. An einer Stelle flutete das Wasser über den Damm in das Altwasser, wir wateten vorsichtig durch. Dann führte eine kleine Holzbrücke auf Land und jetzt sahen wir einige riesige Pappeln und zwischen den Bäumen und Büschen die kleine Kolonie, die verschrumpften Holzhütten des Flußwarts vor uns.

An schönen Tagen machte man hierher kleine Ausflüge, und alltags kehrten Jäger, Schiffer und Flußarbeiter gelegentlich ein. Am Flusse standen ein paar Tische und morsche Bänke eingerammt, und auch heute saßen dort ein paar Leute vor ihrem Bier.

Früher war es ein verantwortungsvoller Posten gewesen, den der Flußwart hier in tiefster Abgeschiedenheit hatte versehen müssen, bis nun das Flußbett schnurgerade wie ein Kanal geregelt war, und als der Mann starb, wurde die Stelle nicht wieder besetzt.

Allein sein Weib blieb hier draußen, ganz allein mit einem Knechte.

Ein altes sechzigjähriges Weiblein, wie eine Hexe, mit krummem Rücken, humpelnd und schwerhörig, daß man ihr jedes Wort ins Ohr schreien mußte, daß wir gern ein Käs, Brot, Butter und a Bier möchten.

Dann humpelte sie davon, in das Loch hinein, das sie bewohnte.

Auf einem kleinen aufgeworfenen Erdhügel, an den Stamm einer mächtigen Eiche gelehnt, stand die schiefe, zerfallende Hütte, aus Balken und Brettern unordentlich zusammengefügt, mit kleinen Klappenfenstern. Ganz

überwachsen von Moos und Flechten, die die klaffenden Ritzen notdürftig verdeckten.

Ich mußte mir das Häuschen doch genauer ansehen und schritt an ein paar uralten Stadeln aus morschem Holz mit Schilfwänden hin und durch den voller Unkraut wuchernden kleinen Gemüsegarten, bis mir ein wilder Köter kläffend nach den Beinen fuhr, wie toll an seiner Kette riß und immerwährend aufheulte, während eine Schar Hühner sich ruhig auf dem Misthaufen herumtrieb.

Etwas weiter zurück lag ein Stadel, noch neu, der alte war vom vorigen Hochwasser weggeschwemmt, und drinnen eine müde Kuh, die Bohnenstroh zerkaute.

Links daneben befand sich eine Art Vorratshaus, nach der schweren Thür zu schließen, und weil das Blockhaus in einen Erdhügel vergraben war.

Das waren die ganzen Baulichkeiten.

Ich warf einen Blick in das Wohnhaus. Wie in der Hütte eines Wilden; aber doch ließ sich der Versuch einer gewissen Sauberkeit nicht verkennen.

Man sah überall, wie diese Stätte häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt war; auch heute war der Fluß

hoch geschwollen und jagte nur so mit seinem strudelnden Wasser an den schnurgeraden, eingedämmten Ufern hin.

Die Sonne war untergegangen, aber der ganze Westen war wie in Blut getaucht, und dieses bald rote, bald blaßviolette Licht schimmerte den Kanal entlang.

Ich kehrte zu meinem Begleiter zurück, der mit einem der beiden Männer sprach, die vor der Hütte saßen, und von denen einer Handharmonika spielte.

Ob wir nicht mit dem Boote zurückfahren wollten?

Mit was für 'nem Boote?

Er wies auf eine Art Einbaum hin, der ganz unter Wasser lag.

In das nasse Ding? —

Das war im Augenblick ausgeschöpft und trocken. Er rief den Knecht der Alten herbei: ein junger Bursche, der vertrauenerweckend aussah und der sagte, er würde ein paar Bretter drüber legen; dann ging's.

Wir wollten es uns noch überlegen.

Die Alte kam angehumpelt mit ihren zwei Gläsern Bier, ein abgestandenes Zeug, scheußlich, daß wir uns auf das Schwabenbräu schon jetzt freuten, und auf

das immer lustige Vickerl, die denn doch anders ausschaute, als die alte Hexe, die jetzt ihr mehr als schwarzes Brot, Butter und Käse brachte.

Das war ausgezeichnet, und wir hatten Hunger.

Die Hunde schnappten nach den hingeworfenen Käsrinden; und mit heroischem Entschlusse ließen wir uns noch ein Bier kommen.

Wir hatten einen netten Weg zurück, an die zwei Stunden durch lehmigen Boden, und es drohte rasch finster zu werden. Dazu die ganz erschöpften Tiere.

Vom Wasser kam es eisig kalt her. Das war auch nicht das beste. Aber wir entschlossen uns, lieber die halbe Stunde Wasserfahrt zu machen, als zwei Stunden uns durch Dreck und Dunkelheit zu schleppen.

Der Knecht holte Bretter und Stangen, und dann schippte er das Wasser aus.

Die beiden anderen waren ein paar verdächtige Gestalten, der eine Locomotivführer, der andere Erdarbeiter an einem in der Nähe neu erbauten Fort.

Den Großen kannten wir noch von seiner Militärzeit her, er war stark im Verdacht, daß er der Wilderer war, dem wir schon lange nachspürten, und der auch

die Dohnen gelegt hatte, die ich gestern wieder entdeckt hatte.

Allein wir ließen uns nichts merken und thaten ganz harmlos.

Ich stand auf der Steinböschung und sah dem Knechte zu, während der andere, der nur mehr ein Auge hatte, und ein rotes, gedunsenes Gesicht, wie nach einer wüsten Schlägerei, ihm die Sitzbretter zureichte und erklärte, uns mitfahren zu wollen.

Der Locomotivführer hatte den Hut mit der Feder nach vorn gerückt und spielte unausgesetzt seine Harmonika weiter, ohne uns mehr zu beachten.

— So Herr Leutnant, wann wir jetzt fahren möchten, 's wird sakrisch kalt auf'm Fluß.

Die Hunde schauderten und sträubten sich die Böschung hinabzuklettern um in das Boot zu kommen.

Dann stiegen wir ein, die beiden Männer, der eine vorn, der andere mit langer Stoßstange hinten.

Die alte Wirtin warf die Leine ins Boot und wir stießen ab, um an das andere Ufer des Flusses zu treiben, wo die Strömung gleichmäßiger war.

Das letzte Licht flirrte noch am Westhimmel.

Aus dem niederen Buschwerke hoben sich die Pappeln, zwischen denen die Blockhütten standen, und die Gestalt der alten krummen Frau zeichnete sich von dem hellen Himmel wie eine Silhouette ab, dann schoß der Kahn in der Strömung mit reißender Geschwindigkeit dahin.

Die Hunde krochen ängstlich zwischen unsere Füße.

Es war totenstill ringsum, jene beängstigende Stille der ersten Nacht, mit ihren kalten Einsamkeitsschauern, die durch alle Glieder rinnen.

Keiner sprach ein Wort.

Es wehte nebelkalt vom Wasser und legte sich feucht auf unsere Kniee.

Und dabei immer ein Geräusch, als ob der Kiel unseres flachen Bootes über den Sand streife.

Aber es war nur das beständige rieseln des in ewiger Bewegung begriffenen Kieses. Der Sand wanderte. Wir konnten es ja weiter unten täglich sehen, wie schnell die Bänke wechselten, oft in einer Nacht legten sie sich von der linken Seite des Flusses auf die rechte, aber um hunderte von Metern entfernt.

Dieses monotone leis knirschende Geriesel und das pülschende Anschlagen des Wassers wurde nur unter-

brochen, wenn der Mann seine Stange ins Wasser stieß, jedesmal wenn das Boot dem Ufer oder einer Sandbank zu nahe kam.

Plötzlich sagte er:

— Am Sonntag is hier einer ertrunken.

Es war rings nichts zu sehen als das niedere Buschgestrüpp des Ufers und jenseits des linken Steindammes ganze Flack toten Wassers.

— Er is baden gangen mit zwei andern. Da hat ihn der Schlag troffen oder auch a Krampf. 's Wasser is kalt.

Ich ließ die Hand über Bord hängen. Es war eisig kalt, daß mich schauderte.

— Gestern is er g'funden, drunten bei der Eisenbahnbrücken. 's war der Fadinger Toni.

— War der nicht Unteroffizier beim Zehnten?

— Mag scho sein.

Es war wieder still geworden. Dann ein klagender feiner Schrei, daß wir fast zusammenfuhren.

Es war nur eine Ricke, die in den Schütten schrie, und dann sahen wir den Bock, wie er nach uns

äugte; im nächsten Augenblicke brach es im Holze und das Tier huschte davon.

In der Ferne ein langgezogener gellender Pfiff.

— Wir sind jetzt bei Haunwehr, nicht wahr?

— Ja, glei kommt der Flußwart von Haunwehr, wann Herr Leutnant gestatten, daß der Sepp mal 'nüber schaut.

— Freilich!

Er drängte das Boot dicht an den Steindamm, dann kam jenseits eingedämmtes Wasser und eine Art von Kanal.

Das Boot scheuerte an den Steinen hin Dann sprang der Sepp aus und hatte Mühe, den Kahn an der Leine zu halten.

Wir sahen das Haus an dem gelben Lichtpunkt.

Er schrie hinüber, dann kam ein Mädchen gelaufen, dem er entgegen ging und etwas sagte, und nach wenigen Augenblicken trieben wir wieder mitten auf dem Flusse.

— Der Sepp hat da sei Liebschaft, sagte jetzt der Einäugige.

— Geh zu, sei stad.

— 's darf freili noch keiner wissen. Seit die Alte die G'schichten weiß, is sie ganz verdraht. Das siecht man der aa net an, was die amal für a hitzigs Blut g'habt.

Und sie erzählten was sie wußten.

Die Alte war damals das hübscheste Mädchen gewesen, als der Flußwart sie geheiratet hatte. Den ganzen Tag waren die Bänke vorm Haus nicht leer geworden. Bis in die Nacht hinein war dort gesungen und getrunken.

Der Flußwart ließ sich's gern gefallen, da viel Geld ins Haus kam, bis eines Tages der Toni von Unsernherrn zum ersten Male kam, der gefürchtetste Bursche der Gegend, mit dem keiner gern anbandelte.

Seit dem Tag gab's keine Ruh mehr im Haus, und doch traute der Mann sich nicht, den Toni fortzuweisen.

Alle Tage kam er, und oft gab es mit den anderen Burschen Händel, aber der Toni behauptete das Feld.

Die Censel sah den großen Burschen nicht ungern, und bald wußten es alle, daß die beiden eine Liebschaft mit einander hatten. Der Flußwart mußte oft in der Nacht fort, wenn Hochwasser war, den Fluß hinauf.

Der Toni, der in den Schütten wilderte, setzte dann jedesmal über den Fluß, die zerlegte Flinte unter der Joppe.

Im Haus konnten sie sich nicht treffen, deshalb kam die Censi in den Wald, wenn ihr Mann auch gedroht hatte, sie umzubringen, sobald er sie traf.

Er hatte angefangen zu trinken, die Enzianflasche nahm er sich stets mit, und eines Tages, am Morgen fand man ihn neben dem Steindamm, im Altwasser, die leere Flasche im Rocke. — Die einen meinten, daß er dem Toni oder der Censel begegnet sei, — es wurde auch untersucht, aber dann blieb es dabei, daß er zuviel getrunken habe und abgestürzt sei.

Die Censel grämte sich nicht lange, und nach ein paar Wochen hatte sich der Toni bei ihr als Knecht verdungen. Aber Ruhe kam damit nicht ins Haus.

Er war eifersüchtig auf jeden, der kam, um ein Bier zu trinken; und als es ein paarmal Rauferei gegeben und da man den Toni kannte, so blieben sie weg, und es wurde nichts mehr verdient.

Die Censi langweilte sich; es gab Zank und dann soll er ihr gesagt haben: sie habe ihren Mann

umgebracht, und da hat sie ihn mit dem Messer gestochen.

Es war ein unfriedsames Haus geworden.

Der Toni lag draußen auf dem Anstand, oder er ging in den Krug nach Haunwehr, und so fing er eines Tages mit einer alten Liebe wieder an, dem Annerl, die er wegen der Censi verlassen hatte.

Nun war natürlich die Hölle los, denn die Censi hatte bald erfahren, wo der Toni die Abende zubrachte, und eines Tages wußte sie, daß er die Annerl heiraten wollte, vor allem damit das Mädchen hernach nicht mit einem ledigen Kinde in der Welt saß, das sie von ihm haben würde.

Seitdem war es ganz aus, sie sahen sich nicht mehr an, der Toni schlief draußen im Stadel; in aller frühe war er schon fort und kam in der Nacht heim.

Eines Abends, als er nach Haunwehr hinübergefahren war in der Dunkelheit, kam er nicht wieder.

Das Boot fand man unten unter der Eisenbahnbrücke, das eine Seitenbrett war eingedrückt. Es sah aus, als ob wer die Seiten mit dem Beil vorher eingeschlagen hatte, um es leck zu machen.

Die Leiche hat man niemals gefunden . . .

Die Censi war drei Tage lang nicht zu sehen, dann wurde sie vom Gericht geholt, aber schließlich ließ man sie wieder.

Seither war sie ganz komisch geworden. Sie sah keinen Mann mehr an, und gab kaum eine Antwort.

Sie war menschenscheu geworden, und viel später erst fing sie wieder an, Bier zu schenken und ließ überhaupt wen an sich herankommen.

Das Annerl hatte dann ein Mädchen gekriegt und hatte später einen andern geheiratet.

Nun hatte der Sepp mit diesem Mädchen angefangen, und seit die alte Censi das erfahren, war sie ganz merkwürdig geworden.

Sie hockte stundenlang am Wasser und murmelte vor sich hin, das graue Haar hing ihr wirrer und zotteliger um den Kopf als sonst, und die tiefen glimmenden Augen schienen ganz nach innen zu sehen, so leer blickten sie.

Vor ein paar Tagen hatte sie den Sepp ausgeforscht, und er hatte ihr gestanden, daß er das Annerl liebe, aber die Mutter wollte es nicht zugeben, da er doch garnichts habe.

Daraufhin hatte sie nur mit dem Kopfe genickt und undeutliches gemurmelt.

Die ganze Nacht über hatte Licht in der Hütte gebrannt, und am andern Abend hatte sie ihm erklärt, daß sie niemanden auf der Welt habe und, da sie mit ihm zufrieden gewesen, ihm tausend Gulden schenken wolle, damit er heiraten konnte.

Er war gleich hinübergefahren zum Annerl, aber da hatte die Mutter seine Freude zu nichte gemacht und erklärt, sie nähme das Blut- und Sündengeld nicht. Die Alte wolle sich und ihre Seele nur damit loskaufen; — denn sie glaubte fest, daß der Toni durch die Alte umgekommen war.

Und wie die beiden jungen Leute auch auf die Mutter eingeredet, sie hatte erklärt: lieber wolle sie ihm das Annerl so geben, auch wenn er keinen Pfennig mitbringe, als daß ein Heller vom Gelde der Alten ihr ins Haus komme.

Das war der Sepp auch zufrieden, aber er hoffte doch, daß er sie noch umstimmte. —

Als der Sepp von dem Gelde sprach, und daß die Alte sicher noch mehr habe, bemerkte ich, wie er den

Einäugigen dabei scharf anblickte, der in der Dunkelheit sein Gesicht nicht verstellte. Und ich sah, wie Geldgier, Wut und Aerger sich darin ausprägten, als habe er schon den Plan erwogen, wie er der Alten wohl beikommen könne, um den Schatz zu erlangen. Der Sepp hatte das offenbar mit Absicht recht betont, denn nun waren wir Mitwisser, daß die Alte Geld versteckt hatte, und der andere konnte nichts mehr unternehmen.

Voller Wut stieß er die Stange in den knirschenden Sand, daß der Kahn, der langsam Wasser zog, herumflog in dem tollen Strudel, der hier an dem Steinwalle der eisernen Hand wütete.

Einmal drehte sich das Boot kreisend um sich selbst, dann hatte der Sepp es wieder in der Gewalt und näher ans Ufer getrieben, wo das Wasser unter den Weidenbüschen gurgelte, — und in dem ziehenden Nebel, der bisher keinen Ausblick gestattet hatte, sahen wir die hohen, roten Ziegelwände der Festung dicht neben uns, und hoch wie kleine weiße Punkte weiter unten die Lichter der nahen Brücke.

Das Boot glitt langsam im ruhigen Wasser, dann kletterte der Sepp an Land, und auf allen vieren mußten

wir die steile Steinböschung hinauf, bis auf den Weg, der zur Brücke und zum Thor führte.

Die Hunde waren ganz verängstigt, erst als sie festen Boden unter sich fühlten, wurden sie lebhaft.

Der Einäugige stand an der Stange gelehnt drunten im Kahn. Dem Sepp schüttelten wir die Hand, entlohnten ihn und wünschten ihm alles gute.

Und dann sahen wir, wie die beiden Männer mit ihren Stangen das Boot mühsam gegen die Strömung flußauf stemmten, — und bald waren sie wie Schattenbilder in den weißen, sich immer mehr verdickenden Nebeln, die schwer kreisend durcheinander wallten, unseren Blicken entschwunden.

Inhalt

	Seite
Fliegenstöcke	1
Lise Mengers	13
Auf Vorposten	33
Erlöst	85
Das Ekel	105
Ein Sommerabend	123
Das Kätzchen	163
In den Schütten	179

Pierer'sche Hofbuchdruckerei, Altenburg, S.-A.